



Königsteiner Offizierbriefe

Bei aller Nähe zwischen der Inneren Führung und der Seelsorge leistet die Militärseelsorge keinen unmittelbaren Beitrag zur Inneren Führung. Innere Führung und Militärseelsorge haben eigenständige, nicht zu verwechselnde Wege und Aufgaben.

Militärbischof Dr. Franz Hengsbach

● *Königsteiner Offizierbriefe*

November 1964

Heft 12/13

- | | | |
|-----------|---|---------------------------------------|
| 3 | Salz der Erde | <i>Georg Werthmann</i> |
| 5 | Unsere Zeit als Aufgabe | <i>Helmut Ibach</i> |
| 7 | Königstein 1964 | <i>Helmut Fettweis und andere</i> |
| 12 | Der Beruf des Offiziers heute | <i>Wilhelm Hess</i> |
| 23 | Soldaten auf dem Katholikentag | <i>Ludwig Steger und Helmut Ibach</i> |
| 26 | Begegnung katholischer Offiziere mit der Militärseelsorge im Spiegel persönlicher und beruflicher Erfahrung | <i>Helmut Korn und andere</i> |
| 26 | — Aus der Sicht des Kompaniechefs | <i>Dieter Claus</i> |
| 31 | — Aus der Sicht eines Stabsoffiziers | <i>Helmut Fettweis</i> |
| 35 | — Aus der Sicht eines Inspektionschefs an der Offizierschule der Luftwaffe | <i>Günther Reichel</i> |
| 38 | — Aus der Sicht eines Marineoffiziers | <i>Norbert M. Schütz</i> |
| 42 | — Partner durch ein neues Denken | <i>Helmut Korn</i> |
| 47 | Ein Soldat an einen Pfarrer | <i>Wilhelm Hess</i> |
| 49 | Fürs Bücherregal (Besprechung der Bücher: Schmaus, Wahrheit und Zeugnis / Bacht, Die Tage des Herrn / Korn, Die Jugendbewegung / Marshall, Der verhin-derte Held / Maser, Genossen beten nicht / Läßle, Die Bibel heute / Bigler, Der einsame Soldat / Schnei-der, Das Buch vom Soldaten) | |
| 54 | Im Spiegel der Presse („Humanistische Ratgeber“ / Stimmt das? / Bester Soldat / Der „Nebelgeneral“ / Katholischer Säuretest / Manöver für Militär-Geistliche) | |
| 58 | Briefe von draußen (Alle sind gefragt! / „Nicht knicken“) | |

Salz der Erde

Wenn draußen im Naturgeschehen das große Sterben beginnt, das keine noch so leuchtende Farbenpracht letzter Herbstblumen verdecken kann, feiern wir Allerheiligen. Es geht bei diesem Feste nicht nur um jene großen Gestalten der Patriarchen und Propheten, der Martyrer und Bekenner, deren Namen im Heiligenkalender verzeichnet sind, sondern Allerheiligen schließt alle ohne Ausnahme ein, die mit Christus vereint die triumphierende Kirche bilden. Weitaus die meisten von ihnen gleichen jenem „unbekannten Soldaten“, dem die Völker Europas nach dem ersten Weltkrieg allenthalben besondere Gedenkstätten errichteten. Die Heiligen Gottes stellen eine Gemeinschaft dar, von der kein Alter, kein Temperament, keine Rasse und kein Lebensberuf ausgeschlossen ist. Es hat Heilige gegeben, die von ruhelosem Eroberungsdrang um Christi willen beseelt waren, und andere, deren Geist sich in Zurückgezogenheit in das Meer des unendlichen Gottes versenkte. Neben Gottesstreitern stehen stille Büsser und Beter. Neben leidenschaftlichen Wahrheitssuchern begegnen uns leuchtende Erziehergestalten. Neben feingebildeten Humanisten finden wir knorrige Bauern, neben tapferen Offizieren armselige Bettler, neben der Stallmagd die Dame der Gesellschaft. Der eine lebte in der Wüste und der andere im Salon, der eine in den sengenden Tropen und der andere in den Eisfeldern Alaskas. So ergibt sich ein buntes Mosaik aus Steinen verschiedenster Größe und Farbe, wenn wir an das Gottesvolk der Heiligen denken.

Welches sind die Wesensmerkmale christlicher Heiligkeit? Sind es Visionen und Ekstasen? Sie sind der Täuschung unterworfen, und die Kirche ist in ihrer Anerkennung zurückhaltend. Sind es Geißel und Bußgürtel? Auch Glaubensgegner bedienen sich ihrer. Sind es Klosterzellen oder das Leben eines Einsiedlers? Sie bieten auch dem Frömmsten kein unbedingt sicheres Asyl gegen menschliche Gebrechlichkeit und Fragwürdigkeit. Das Wesensmerkmal christlicher Heiligkeit ist das Ringen um die Palme mit Hilfe der göttlichen Gnade. Es fällt kein Gelehrter vom Himmel, aber auch kein Heiliger. Gott verweist den Heiligen ebenso sehr und noch viel mehr als andere auf den Gebrauch seiner natürlichen Kräfte. Mühe und Kampf, oft bis an die Grenzen des menschlichen Erträglichen, bleiben ihm nicht erspart. Eine Heiligkeit, die nicht wie Schwielen an den Händen die Spuren der eigenen Mitarbeit an sich trüge, würde aufhören, diesen Namen zu verdienen. Heiligkeit ist aber nicht nur ein Produkt beharrlicher und heroischer Anstrengungen, sondern beruht auch auf der Auswirkung göttlicher Gnadenkräfte. Der Heilige wirkt mit der Gnade mit, die aus seinem Leben ein Kunstwerk schafft.

Die Heiligen sind schon durch ihr Dasein ein überzeugender Beweis für die Existenz einer jenseitigen Welt, für die man lebt und stirbt und der man nötigenfalls alles, auch das Letzte, opfert. Sie sind der lebendige Beweis dafür, daß der Mensch nicht in das Tierreich, sondern in das Himmelreich gehört. Auf allen Gebieten des Lebens macht sich heute krasser Materialismus breit, und dem animalischen Tun und Lassen wird vielfach das Wort geredet. Der Heilige ist die beste Apologie dafür, daß der Mensch nicht wie das Tier zwangsläufig seinen Begierden und Lastern leben muß, sondern in ein Reich höherer sittlicher Freiheit emporsteigen kann. „Wenn die das fertiggebracht haben, warum nicht auch ich?“, so ruft Augustinus aus, und an einer anderen Stelle seiner Bekenntnisse spricht er: „Ungelehrte reißen den Himmel an sich, wir aber ersticken in unserer zögernden Vorwärts- und Rückwärtsschau.“ Der Mensch bedarf auf allen Gebieten des Lebens der Vorbilder, der Führer und Helden. Im Reiche Gottes ist es nicht anders. Das Emporreißende, zu hohen Zielen Begeisternde liegt nicht allein in Lehre und Wort, sondern vor allem in dem Beispiel kraftvoller Persönlichkeiten.

Die Volksmeinung stellt die Heiligen nicht selten als etwas Unerreichbares dar, das jenseits der Sphäre liegt, in der wir atmen. Man will Zeichen und Wunder sehen, um an Heiligkeit glauben zu können. In Wirklichkeit ist Heiligkeit das Ziel christlichen Tugendstrebens und allgemeine christliche Pflicht. Heiligkeit ist nicht Aufgabe einiger besonders Begnadeter, sondern kann unabhängig von äußeren Verhältnissen in allen Lebensberufen und auf vielerlei Wegen verwirklicht werden. Mehr denn je erhebt sich gerade in unseren Tagen der Ruf nach dem heiligen Menschen. Nicht im sogenannten Übermenschen mit seinen Gewaltmethoden, nicht im Tyrannen und Diktator, sondern im Heiligen wird der aus den Fugen geratenen Welt der Retter erstehen, der ihr nottut. So wird Allerheiligen zu *unserem* Feste. Die meisten von uns sind unbekannte Knechte ihres Herrgottes — unbekannt und ungenannt und oft verkannt. Diese Vielen sind das unübersehbar große Kontingent, aus dem sich ohne Unterbrechung jene große Schar, die niemand zählen kann, ergänzt. Die leuchtende Stadt auf dem Berge wartet auf uns, und es wird über alle Maßen herrlich sein, in ihr wohnen zu dürfen.

Unsere Zeit als Aufgabe

Der Versuch, aus dem christlichen Glauben im direkten Gang eine Lehre christlicher Weltgestaltung, eine christliche Staatslehre oder auch nur eine christliche Politik abzuleiten, hat sich in der geschichtlichen Erfahrung wie auch in der Theorie als kurzschlüssig erwiesen. Dennoch wäre es falsch, aus diesem Umstand zu folgern, der Christ dürfe oder müsse sich politischer oder anderer spezifisch irdischer Berufstätigkeiten enthalten. Es kann vielmehr keinem Zweifel unterliegen, daß der Christ über seine vorrangige Sorge hinaus, Seelen — und zwar nicht nur die eigene — zu retten, jeweils dort zuzugreifen hat, wo sich in den einzelnen Zeiten die Nöte zusammenballen.

Wenn man neben dem engeren, geläufigen Begriff der Politik als eines berufsmäßigen Staatshandwerks auch ihren weiteren Sinn, die Bezogenheit aller Menschlichen auf die Gemeinschaft hin, anerkennt, so wird man die Ballungen menschlicher Not, die in den wechselnden Zeiten auftreten, als zeitpolitische Aufgaben betrachten dürfen, denen sich der Christ nicht entziehen darf, auch wenn er kein Berufspolitiker ist. Für ihn ist nicht nur der Nächste, sondern auch das Nächste, eben die jeweilige Not, immer eine Aufgabe. So haben im Verlauf der Geschichte das Heidentum die Mission, die Völkerwanderung die benediktinische Ortsbeständigkeit, der Urwald die zisterziensische Rodung, der Verlust des Heiligen Landes die Wallfahrersehnsucht oder in neuerer Zeit der Zerfall des Bürgertums die Jugendbewegung herausgefordert.

Die Zeitnot unseres Jahrzehnts ist eine politische. Politik droht heute dem Gottesglauben und der Menschlichkeit die Grundlagen zu entziehen. Dabei ist nicht nur an die kommunistische Bedrohung von außen zu denken, sondern auch auf den Verzicht auf Selbstverantwortung, der sich innerhalb der freien Welt breitmacht. Politisch werden heute die Weichen gestellt in eine Zukunft, in der Religion gedeihen kann oder auch nicht. Schon aus Selbsterhaltungstrieb muß sich der Geist an dieser Weichenstellung beteiligen, vor allem in seinem Beruf.

So gewiß es für uns als Christen ist, daß wir die innere Freiheit auch im Totalitarismus nicht verlieren können, so nötig es ist, unsere irdischen Tätigkeiten gegen managerhafte Geschäftigkeit abzuheben, so sehr ist aber auch zu befürchten, daß Christen zwar die irdischen Berufe theologisch einwandfrei beschreiben, aber aus Innerlichkeit nicht mit letztem Engagement ausüben. Der Gewinn der „Fünften Königsteiner Woche der Besinnung“ (vgl. Seite 7 ff.) besteht darin, daß sie nicht nur grundsätzliche Positionen

herausgearbeitet, sondern auch praktisches Verhalten sichtbar gemacht hat. Erkenntnis war oft schon der erste Weg zur Umkehr und Besserung. Aber trotz erfreulicher Einsichten ist das niederdrückende Wort Pius' XII. von der „Müdigkeit der Guten“ immer noch nicht widerlegt. Sie und ihre Ursachen zu durchleuchten und zu überwinden, dürfte eine unserer vordringlichsten Zeitpflichten sein. Dabei kann man nicht sagen, daß die Müdigkeit der Christen einfach Faulheit, Mangel an Opferbereitschaft und schlechter Wille sei. Hemmungen und Engpässe scheinen uns vielmehr den Weg zu versperren.

Der schwierigste Engpaß besteht wohl in der an sich richtigen Annahme, daß dem Tun die Überlegung vorausgehen hat. Überlegungen münden aber unter Christen notwendig immer in theologische Grundfragen ein. Die Erörterungen über die von uns verlangten Tätigkeiten drohen dabei oft von ihrem Ausgangspunkt abzuirren und sich Fragen zuzuwenden, die gewiß klärungsbedürftig sind, aber mit der auslösenden Not wenig mehr zu tun haben. Zwei Jahrtausende kirchengeschichtlicher Erfahrung scheinen uns jene Unbefangenheit genommen zu haben, die Petrus und Paulus befähigten, ohne eine ausformulierte Missionstheorie die Mission trotzdem zu beginnen.

Eng damit zusammen hängt die im Prinzip ebenfalls richtige Annahme, daß eine christliche Weltgestaltung erst möglich ist, wenn sich die Mehrzahl der Menschheit bekehrt hat. Die religiöse Erneuerung müsse also dem politischen Einsatz vorausgehen. Da religiöse und politische Vorgänge aber verschiedene Rhythmen haben, da politische Entscheidungen bereits heute gefordert werden, während mit einem relativen Abschluß der religiösen Erneuerung frühestens nach Jahrzehnten zu rechnen ist, würde das für Christen auf lange Zeiträume politische Enthaltensamkeit, „Abwesenheit von der Kultur“ bedeuten. Wir haben also für diese unsere Zeit einen christlichen Stil der Politik und des Berufseinsatzes zu entwickeln, der die Christlichkeit des breiten Volkes nicht voraussetzt, sondern schlicht mit der Tatsache rechnet, daß das Volk (noch) nicht christlich ist.

Im Angesicht der inneren und äußeren Bedrohungen, denen wir heute ausgesetzt sind, muß man sich jener fränkischen Christen erinnern, die im achten Jahrhundert den von Spanien her vordringenden Islam politisch und militärisch abwehrten, aber auch jener orientalischen Christen, die sich dabei beruhigten, daß man in Antiochien durch politische Enthaltensamkeit wenigstens seine Gewissensfreiheit behalten konnte. Den einen verdanken wir, daß es später ein christliches Europa gab. Die „unpolitische“ Gewissensfreiheit der anderen war aber nach wenigen Generationen ohne geschichtliche Weiterzeugung abgestorben.

Helmut Ibach

Königstein 1964

Unter dem Thema „Berufsverantwortung — Berufserfahrung — Berufsfreude“ fand im Haus der Begegnung in Königstein im Taunus vom 13. bis 17. April 1964 die „Fünfte Königsteiner Woche der Besinnung“ statt.

Nachdem bereits am 11. und 12. April der Führungskreis der Königsteiner Offizierkreise getagt hatte, hielt am **Dienstag, dem 14. April**, um 10 Uhr, Prof. Dr. Gerhard Möbus einen grundlegenden Einführungsvortrag über das Thema „Berufsverantwortung 1964“. — In der anschließenden Aussprache wurden vor allem Fragen der soldatischen Tugenden, des Berufs als Lebensbetätigung und der Abhängigkeit im Beruf, der zugleich Unterhaltsquelle ist, diskutiert.

Am **Mittwoch, dem 15. April**, um 10 Uhr, sprach Generalmajor Wilhelm H e s s, Befehlshaber im Wehrbereich VI, über „Berufserfahrungen in der Sicht des Führungsauftrages“. (Auszüge aus diesem Vortrag werden auf S. 12 dieses Hefes unter dem Titel „Der Beruf des Offiziers heute“ veröffentlicht.)

Um 15.30 Uhr wurde das Thema des Vormittags in Anwesenheit von General H a n s e n, dem Befehlshaber im Wehrbereich IV, unter dem Gesichtspunkt „Soldatische Berufserfahrung in den letzten fünfzig Jahren“ diskutiert. Unter dem Gewicht des Themas kam das Gespräch nur schwer in Gang. Doch zeigte sich, daß die tragenden Grundgedanken des Vormittag-Vortrags in der Erinnerung nachwirkten.

Am **Donnerstag, dem 16. April**, um 10 Uhr, wurde in einer Aussprache mit Militärbischof Dr. Franz H e n g s b a c h die Frage „Was uns bewegt“ erörtert. Zur Einführung in die Aussprache führten sechs Offiziere in Kurzreferaten folgende Gedanken aus:

Oberstabsarzt Dr. P a u l: Die Soldatenbetreuung muß vom gesamten katholischen Raum getragen werden, da nur so eine wirkliche Verwurzelung im katholischen Volk erreicht werden kann.

Major R e i c h e l: Der Offizier muß nicht nur ein tüchtiger Fachmann, sondern auch Vorbild im persönlichen Leben, insbesondere bei der Gestaltung seines familiären Lebens, sein. Fehlbesetzungen müssen durch eine rechte Personalpolitik vermieden werden.

Major F e t t w e i s: Der Unteroffizier ist Mitarbeiter des Offiziers und in dieser Eigenschaft zu sehen. Gute Ausbildung insbesondere in den

Unteroffizierschulen ist nachdrücklich zu fördern. Die gesellschaftliche Stellung des Unteroffiziers ist zu stärken.

Major L e h m k ä m p e r : Die mittlere Führungsschicht hat sich, zum Teil bedingt durch den früheren Lebensweg, von der echten Confessio entfernt. Durch Fürsorge und straffe Dienstaufsicht sind die Auswirkungen einer solchen Haltung zu beheben. Durch das Vorbild derjenigen, die sich ihrer Aufgabe bewußt sind, soll neben dem „labora“ auch zum „ora“ angeregt werden.

Oberstleutnant B r i n g m a n n : Viele junge Männer glauben, daß der Offizierberuf zu wenig geistige Förderung bringe. Dem müßte durch eine stärkere Intensivierung der geistigen Ausbildung (Akademie) abgeholfen werden.

Major K ö r n e r : Der katholische Bevölkerungsteil steht der Bundeswehr, deren Notwendigkeit zwar grundsätzlich bejaht wird, sehr reserviert gegenüber. Eine enge Bindung zu kirchlichen Organisationen des zivilen Raumes muß angestrebt werden.

Im Anschluß an diese Kurzreferate nahm General M o l l , der Kommandeur der 10. Panzergrenadier-Division, der als Gast anwesend war, zu einigen Punkten aus der Sicht der Personalbearbeitung Stellung.

Danach führte Militärbischof Dr. Franz H e n g s b a c h u. a. folgendes aus: Vertrauen und Offenheit für unser Anliegen ist fast überall zu spüren. Ein Gedankenaustausch bedingt aufmerksameres Hören aufeinander. Für die Arbeit des Königsteiner Kreises ist Geduld nötig und das Bewußtsein, daß etwas, was wächst, keinen Lärm macht. Zu den Einzelthemen versprach er, daß in der Soldatenbetreuung das Verständnis der katholischen Vereine geweckt werden müsse, daß aber auch die Pfarrausschüsse bei den Soldatengemeinden sich einschalten könnten.

Dienst- und Privatleben sind, je höher einer kommt, immer enger verflochten. Führen ist heute schwerer als früher, da die Tabus zerbrochen sind. Die Führung verlangt Führungsaskese, d. h. Vorbild. Der Führer muß transparent sein, wenn er glaubwürdig bleiben will.

Die Umwendung von Patriarchalismus zur Partnerschaft sei teilweise bedauerlich, aber nicht mehr aufzuhalten. So solle man aus den Fehlern lernen und von dienstlicher zu fachlicher Autorität kommen. Die fachliche Qualität des Unterführers bringt Schwierigkeiten in der Führung mit sich. So sei Führen und Gehorchen schwerer geworden.

Man muß den Menschen im militärischen Gefüge ernst nehmen und dadurch zu einem neuen Umgangsstil kommen. Wenn auch die Autorität unteilbar ist, so muß man feststellen, daß der Soldat heute nicht mehr monopolisiert, sondern ins soziale Gefüge eingebettet ist. Die daraus entspringenden Probleme sind sehr ernst zu nehmen.

Den Hund, den man zur Jagd tragen muß, soll man abschaffen, d. h., daß sich der junge Offizier selbst darum bemühen muß, geistige Leerräume auszufüllen und geistige Reife und Geduld zu erwerben. In diesem Zusammenhang müßte auch ein neuer Korpsgeist, ein neues Leitbild, zu neuen Formen führen. Das bringt es mit sich, daß individuelle Wünsche oftmals um des Ganzen willen zurückgestellt werden müssen.

Abschließend stellte der Militärbischof fest, daß wir im Wachstumsprozeß stehen und daß in unserer Hand die Gestaltung gelegt ist. Neue Aufgaben kämen auf uns zu und brächten neue Methoden und neue Mittel geistiger Verankerung mit sich. Wenn man den Beruf des Offiziers von seiner pädagogischen Seite her sähe, könne man sich nur freuen, mit Menschen in einem entscheidenden Alter umgehen zu dürfen. Diese als Ebenbilder Gottes anzuleiten, sei eine lohnende Aufgabe, die niemand vergessen dürfe.

Um 15.30 Uhr hielt Militärbischof Dr. Franz H e n g s b a c h einen Vortrag über „Laienapostolat“. Er wies darauf hin, daß man ebenso wie die neue verfassungsmäßige Wirklichkeit auch ein neues Leitbild erkennen, die Technisierung berücksichtigen und ein neues Kirchen- und Glaubensbewußtsein prägen müsse. Der katholische Offizier habe alle Fragen auf ihre kirchliche Bedeutung hin zu prüfen; dazu brauche er eine Vertiefung seiner Glaubenskenntnisse. Eine Zusammenarbeit zwischen Unteroffizier und Offizier auf kirchlichem Gebiet sei unerlässlich. Die Pfarrausschüsse sollen Aussprache- und Planungsgruppen sein und dem Seelsorger die Arbeit erleichtern helfen. Der Königsteiner Offizierkreis ist in diesem Gesamtrahmen eine Arbeitsgruppe.

Die Aussprache, die sich daran anschloß, war sehr intensiv. Aus der Fülle der Anregungen fiel so viel Brauchbares ab, daß es noch lange dauern wird, bis die Vorschläge alle verwirklicht werden können. Das Schlußwort des Bischofs trug dieser Situation Rechnung, in dem er ausführte: „Es knospet bei uns mehr als früher. Die bisherige Ruhe war zum Wachsen nötig. Nun kommt aber bald die Bewährung in der Öffentlichkeit. Halten Sie das Feuer wach.“

Der **Freitag, der 17. April**, brachte eine Begegnung mit den evangelischen Kameraden. Höhepunkt war ein Erfahrungsaustausch zum Thema „Berufsfreude — warum wir immer noch nicht sauer sind“ mit Beiträgen eines jüngeren Offiziers, eines älteren Offiziers und eines Militärggeistlichen.

Nach einer Einleitung durch Leutnant C r a m e r, der den Sinn unseres Dienens herausstellte, führte Major R e i c h e l aus, daß die Erziehung des jungen Menschen eine Aufgabe sei, die viel Freude brächte und den Einsatz aller Kräfte des Körpers, Geistes und der Seele fordere.

Danach hielt Dekan Brygier ein Referat, in dem er zunächst auf die Mühsal eines jeden Berufes einging. Die innere Sinngebung und der echte Einsatz in der Berufsarbeit erfülle erst das Leben eines Mannes. Das Bewußtsein erfüllter Pflicht schaffe Freude, und diese Freude müsse man ausstrahlen, um seine Kräfte froh wirken lassen zu können. Auch die Erinnerung an überstandene Schwierigkeiten gäbe Freude und Kraft für die Bewältigung neuer Hindernisse. Freude bringe es auch zu wissen, daß man für den Nächsten da sei und letztlich, daß man den Ruf Gottes als Mitarbeiter in seinem Auftrag verstehe.

Danach sprach Dekan Middelman n, der den Gruß der evangelischen Cornelius-Bruderschaft überbrachte und ausführte, daß wir Christen uns alle miteinander bewähren müßten. Wenn im Neuen Testament die Freude oft, der Beruf aber nur einmal zitiert sei, so müsse man seine berufliche Bohn unter dem Aspekt der Freude über die frohe Botschaft tun. Das Amt ist von Gott gegeben, und wer sein Amt in rechter Weise ausfüllt, arbeitet mit und für Gott. Er trägt nicht die Verantwortung für den Erfolg, wohl aber für seinen Einsatz. Daher werde der Mensch nicht aus der Leistung, sondern aus dem guten Willen gerechtfertigt. In diesem Bewußtsein getan, bringt die Arbeit Freude mit sich, für den Vorgesetzten wie für den Untergebenen. Das Glück, Macht zu haben und dadurch Anteil an der Macht Gottes zu finden, müssen Dankbarkeit gegenüber Gott entstehen lassen. Die anvertraute Macht richtig gebraucht zu haben, sei Anlaß zur Freude. Selbstverständlich sei, daß nicht nur und nicht alle Freude aus dem Beruf entspringe, aber der Beruf bringe für den Mann die Grundlage der Freude.

Zum Abschluß sprach Ministerialrat Dr. Engst von der Dienststelle des Wehrbeauftragten. Er wies darauf hin, daß noch zu keiner Zeit ein Staat den Menschen soviel Freiheit und Hilfe bei der Erreichung der Lebensziele gegeben habe, wie der heutige. Und noch nie hätten die Gruppen der Gesellschaft so viel Gelegenheit gehabt, den Staat mit zu formen. Dem Offizier sei es gegeben, seine Soldaten in diesem Sinne zu erziehen, und das sei Grund genug, sich der Aufgabe bewußt zu sein und aus der Erfüllung der Pflicht Freude zu schöpfen.

Um 16.15 Uhr führte Militärgeneralvikar Prälat Dr. Martin Gritz in einem zusammenfassenden Schlußwort aus, daß er vom Soldaten, insbesondere vom Offizier, methodisches Arbeiten gelernt habe. Der Königssteiner Offizier-Kreis sei eine dankbar begrüßte Unterstützung der Militärseelsorge. Das Gewicht des Kreises stehe und falle mit der Mitarbeit der Offiziere. Die Offiziere halten in diesem Kreis die Leitung. Die Geistlichen seien nur Rotgeber und Helfer.

Die Arbeit bei dieser Akademietagung, an der sich alle vom Leutnant bis zum General in gleicher Weise engagiert hätten, habe viele positive

Ansätze gebracht. Es sei zu hoffen, daß diese Ansätze umgemünzt werden können in Energie, die sich im täglichen Leben der Truppe positiv auswirken wird. Der persönliche Gewinn eines jeden sei nicht zu übersehen. Die Gemeinschaft habe in Königstein ein Band der Frömmigkeit und der Dankbarkeit geschlungen, das den einzelnen stärke und ihm die Arbeit mit Beistand des Heiligen Geistes zu Gottes Ehre gelingen lassen möge.¹⁾

¹⁾ Zur Vertiefung der Tagungsthematik wird auf den nachfolgenden Beitrag „Der Beruf des Offiziers heute“ von Wilhelm Hess hingewiesen; ferner auf die Beiträge „Das katholische Berufsethos“ von Albert Hartmann „Beruf und Fröhlichkeit“ von Theodor Heuss und „Die Berufslaster der Gutwilligen“ von Helmut Ibach, alle im „Königsteiner Offizierbrief“ Nr. 9/10 (April 1964).

Der Beruf des Offiziers heute

Beim Wort „Beruf“ denkt man heute vor allem an seine ökonomische Funktion¹⁾. Gewiß, er muß seinen Mann ernähren, er bedarf einer Laufbahnordnung, ebenso eines gesunden Verhältnisses von Leistung und Lohn, von Dienen und Verdienen, gerecht eingeordnet ins Gemeinschaftsleben einer Nation. „Auch finanziell kommen wir ganz gut zurecht“ steht auf einem Werbeinserat für den Offiziersberuf der Bundeswehr unter dem Bild eines Oberleutnants und seiner Frau. Wer gleich meint, „Aha, also Werbung mit materiellen Mitteln!“, urteilt zu idealistisch einseitig. Im übrigen erschien dieses Motiv nur relativ kurze Zeit in den Anzeigen; es wurde geschickt von anderen abgelöst und wird nach einem Jahr vielleicht wieder gebracht. Der ökonomischen Funktion ist Genüge getan, für unsere Auffassung von Beruf gerade im rechten Maß. Den Schwerpunkt geben wir ihr nicht.

Beruf und Berufung

Die soziologische Funktion, die den Beruf als ein Element der gesellschaftlichen Ordnung sieht, interessiert schon mehr, und zwar aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, daß das Verhältnis der Menschen zueinander und das der Gesamtheit zum einzelnen seine wohlerrungene Ordnung haben muß. Hier wird unser Berufsstand als Soldaten im allgemeinen und der des Offiziers im besonderen angesprochen. *Wir sind nicht nur eine Gemeinschaft von Menschen gleicher Aufträge oder Strebungen, sondern vom Zweck unseres Berufsdaseins in seinen gefährlichen Grenzwerten her auch eine Schicksalsgemeinschaft.* Bei der Einsetzung des katholischen Standortpfarrers Lagerlechfeld kennzeichnete ich diese Schicksalsmentalität so:

„In dieser Fliegergarnison lebt eine Männergemeinschaft, zweckgebunden an ihr Wehrmotiv. Diese Soldaten leiten ihre Handlungsweisen und ihren Charakter ab vom Ziel dieser Lechfeld-Existenz, von der äußeren und inneren Bereitschaft, von dem einzelnen, und dem geschlossenen Vermögen einer Einsatzkunst und einer Einsatzverantwortung, mit dem Alarmstart in arg kurzer Frist in den eigenen Tod zu fliegen oder zehntausendfach Tod anderen zu bringen. Ist das für denkende Menschen ein Beruf wie jeder andere?“

Uns als Berufsstand zu begreifen, sind wir auch von der christlichen Gesellschaftslehre her im Sinne der Enzyklika von 1931 „*Quadragesimo anno*“ (Über die gesellschaftliche Ordnung) von Papst Pius XI. berechtigt. Der Charakter der soziologischen Funktion stellt deutlich ein Wesenselement

¹⁾ Generalmajor Gerhord Hess sprach auf der fünften Königsteiner Woche der Besinnung über Berufserfahrung aus der Sicht des Führungsauftrags. Vgl. oben Seite 7 und 11.

unseres Berufs heraus: Das Dienen, das Für-andere-dasein, das sittlich Verpflichtende, das Ideelle weit über dem Materiellen, das Ritterliche, das Patriotische, aber auch das Entschlossene, das Unerbittliche, das absolut Männliche — alles Inhalte, mit denen bereits das Qualitätserfordernis des Berufes, auf geistig-seelischem Gebiet des Berufsethos, angesprochen ist. Es kann keine vorübergehende Forderung sein; wir brauchen den Tugendkodex und die Tugendtradition, sowohl als Motoren des soldatischen Auftrages wie als Abschirmbollwerke gegen Versuchungen und Fehlleistungen.

So kommt man fast logisch dazu, festzustellen, daß der Beruf des Soldaten auf einer eigenen Ebene liegt und daß insbesondere der des Offiziers nicht Beschäftigung, nicht Job, nicht Arbeitnehmertum und nicht Routine sein kann, daß vielmehr seine sittliche Grundlage in einer Berufung gegeben sein muß, die aus der Gewissenseinstellung zur religiösen Bindung stammt. *Der Offizier steht hier in einer Front des Gefordertseins mit dem Priester, dem Arzt, dem Lehrer, dem Richter, dem Forscher, und zwar für eine Lebensaufgabe.* Von daher erhalten die ökonomische und die soziologische Funktion des Berufs eine höhere Rechtfertigung als Voraussetzungen zur Erfüllung der Berufung, also letztlich zur Bewältigung einer Position des Heilsplans.

Kein Mensch aber gerät fertig in einen Beruf, so berufen er sein mag. Die Formung gerade des jungen Menschen, die Erziehung durch die Älteren, Erfahrenen, aber ebenso Selbsterziehung und Kameradenerziehung sind unerläßliche Elemente der beruflichen und charakterlichen Heranbildung, sowie ein Leben lang der Weiterbildung und Kontrolle des Offiziers. In der Summe dieser Beruferscheinungen aber kann man schließlich vom Offizier als einer Berufsidee sprechen.

Unsere Vorbilder

Wenn der Erfahrene der Ältere ist, so kommt von selbst für den noch Unerfahrenen das Bedürfnis, nach Beispiel und Vorbild Ausschau zu halten, an denen er sein Verhalten, seine werdende Berufs- und Lebenspraxis orientieren kann. *Hier* gilt ebenso die Sicht aufs Positive für die zu entwickelnde Tatenenergie wie das Erkennen von Negativem für die ebenso wichtige Hemmungsenergie. Diese zwei Methoden praktischer Willensstärkung lehrt uns schon Friedrich Wilhelm Foerster in seinem Büchlein „Lebensführung“ (1912). Der junge Mensch braucht Anleitung zur Übung in beharrlicher, unbeugsamer Durchführung von Vorsätzen, ebenso solche zur Übung in der Kraft des Widerstehens und des Entsagens.

Suchen wir nach Vorbildern unter den großen militärischen Persönlichkeiten der Vergangenheit, nach dem Typ des Erfahrenen, der vielen um und nach ihm abgeben konnte, so sind es wohl auch immer Männer, die sich ein Leben lang bildeten. Ein niemals aufgehörendes Studium neben der selbstverständlichen gründlichen Beherrschung der Berufskennntnisse bezeichnet Feldmarschall Montgomery in seinem Buch „Menschenführung“ (1961) als be-

merkenwerte Voraussetzung und Eigenschaft für große Führer. Wer sich nicht früh ein sicheres Bildungsfundament schafft, immer an seiner Erweiterung arbeitet, der begibt sich der Möglichkeit des abwägenden Vergleichens, der Erfassung der Zusammenhänge; er wird sich schwertun, Überblicke zu gewinnen und zu behalten. Eine Summe von Berufserfahrung geht sonst leicht zu sehr ins Spezielle, bleibt begrenzt, wird einseitig, verhärtet und gerät in die Gefahr des Besserwissens oder des Eigensinns. Natürlich kann heute niemand mehr Enzyklopädist sein.

Aber in unserem Beruf des Führens, Ausbildens und Erziehens darf keine dieser drei Komponenten fehlen; auch der Spezialist, der Sanitätsoffizier, der Elektroniker, der ABC-Chemiker, der Vermessungsingenieur, der Kraftfahrprüfer, der Schießlehrer ist Offizier, von jedem wird die Potenz gefordert, einmal einzuspringen in die Kampfaufgabe des Soldaten, Menschen zu führen, mit der Umwelt fertig zu werden, immer den Kalten Tageskrieg zu meistern usw. und dann auch dort seinen Mann zu stehen. Das bedingt — von den Talenten und Charakteren abgesehen — die unverdrossene Beflissenheit eines Moltke.

„Wer auf dem Sofa liegend liest, der liest vergebens; nur mit dem Bleistift in der Hand kann man richtig studieren“, schreibt er in seinen Briefen, einer Fundgrube voll Berufs- und Lebenserfahrung.

Graf Schlieffen hat bei der 100-Jahr-Feier des Moltkeschen Geburtstages 1900 gleich anderen bedauert, daß der große Soldat kein zentrales Buch über die Summe seines Wissens geschrieben hat, eine Art zweiten Clausewitz; aber er hebt hervor, welcher Inbegriff von Erfahrung allein schon in Moltkes Erkenntnissatz enthalten ist:

„Die Strategie ist ein System der Aushilfen; sie ist mehr als Wissenschaft, ist Übertragung des Wissens auf das praktische Leben, die Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen, ist die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen . . .“

Ist nicht auch Einsteins Lebenserfahrung und Lebensweisheit eingeschlossen in die schlicht wirkende und dabei ein Universum erschließende Formel $E = m \cdot c^2$?

Eine andere große Persönlichkeit der deutschen Militärgeschichte ist uns Älteren vertraut, den Jüngeren wohl nicht unbekannt, auch wenn sie noch nicht dazugekommen sein sollten, sie zu studieren: *Generaloberst Ludwig Beck*. An charakterlicher Größe erhaben, an Verantwortungsbewußtsein tapfer bis zum tödlichen Widerstand, war dieser Generalstabsmeister der Reichswehr und der ersten Wehrmachtjahre wiederum ein Mann ständiger Bildungsbemühungen weit über seine Aufgaben hinaus. Vieles könnte aus seinen von General Dr. Hans Speidel kommentierten Studien zitiert werden. Aber am stärksten wirkt seine Berufserfahrung und seine geistige Schöpfer-

kraft fort in jener TF (HDv 300) von 1933, von der vieles dauernd Gültige in unsere heutige TF (HDv 100/1) von 1962 übergegangen ist. Und hervorragend gebildete, intelligente, weltaufgeschlossene, gegenwartsnahe, und durch breite Verwendung in Krieg und Frieden gegangene Offiziere der Bundeswehr haben die Summe der Berufserfahrung ganzer Soldatengenerationen an der Geschichte und Entwicklung von Nation und Gesellschaft, Technik und Psychologie, Phantasie und Wahrscheinlichkeit gemessen und diese TF 62 so zum Kodex deutscher militärischer Führung gestaltet, ohne ihre philosophische Seite zu vernachlässigen. Man versteht es eigentlich nicht, daß unsere Universitäten das Einführungskapitel dieser TF über den Krieg, das soldatische Führertum, die Führungsgrundsätze und anderes noch nicht entdeckt haben. Sollte das von einer Befangenheit herühren, mit der man dort Wehrfragen seit der Nachkriegszeit aus dem akademisch-wissenschaftlichen Prestige in liberalem Intellektualismus gegenübersteht?

Eine Persönlichkeit wie Beck und ein menschlicher Erfahrungsschatz wie der der Einführungsabschnitte der TF muten an wie die Schlüssel zum Geheimnis des Führertums überhaupt — mag das „Charisma“, die Begnadung der Persönlichkeit, noch dazu kommen. General Dr. Speidel zitiert Becks große Ruhe, Beherrschtheit, Selbstlosigkeit, Freiheit von Menschenfurcht, Demut vor Gott, Kunst des Zuhörens, geistige Spannweite und Kompromißlosigkeit gegenüber dem Unrecht und der Unanständigkeit der Zeit. Theodor Heuss sprach 1954 von ihm: „Sein Vermächtnis ist noch in Wirksamkeit, die Verpflichtung noch nicht eingelöst.“ Für Becks Menschen- und Führererfahrung spricht seine Betonung des Charakterlichen. In vergilbten Blättern seines Nachlasses fand sich ein Gedicht von Bodenstedt:

*„Verstand ist ein zweischneidig Schwert,
Aus hartem Stahl und blankem Schliff,
Charakter ist daran der Griff,
Und ohne Griff ist's ohne Wert.“*

Laut General Dr. Speidel hat Beck wiederholt das Wort von Verdy du Vernois zitiert:

„Darum wurzeln auch kriegerische Tugenden überwiegend mehr im Charakter als im Wissen“

und es durch die Worte Albert Sorels erweitert:

„Der Charakter ist ein Wert, der höher liegt als der Mut, eine Festigkeit der Seele und Härte des Geistes, der den Mut hochhält und das Schicksal meistert.“

Er vergleicht Beck zum Schluß mit den Forderungen Reinhold Schneiders an den Feldherrn:

„Das ist der des Befehls Mächtige, der fähig ist zu tun, was er nicht will, aber nicht wieder unter Befehl, sondern in Freiheit, aus Einsicht und Verpflichtung; er ist weder König noch Diktator, er ist ein ritterlicher Mensch,

der seinen Dienst erwählte und jeden Augenblick bereit ist, ihn niederzulegen, wenn der Dienst fordern sollte, was wider seine Ehre und sein Gewissen ist."

So bleibt Beck ein wesentlicher Beitrag für die Vorbildlichkeit eines Offiziers, ein Beispiel für alle Zukunft, ein Ausdruck des Soldatischen schlechthin, gleich dem großen Moltke, beide echte Nachfahren christlich-abendländischen Rittertums und europäischer Geistigkeit.

Erfahrung durch vier Jahrzehnte

Was hat unsere Generation, die heute die ältere und führende in der Bundeswehr ist, auf ihrem Lebens- und Berufsweg erfahren? Woher und wohin wurde sie selbst geführt, das heißt, vor welchem geschichtlichen Hintergrund steht der heutige Soldat, und welchen Tatsachen und Entwicklungen ist er in der Gegenwart konfrontiert, auf die er seine Erfahrungen anwenden soll? Ist den jungen Menschen von heute und ist uns Alten knapp vor dem Ende des Berufslebens die ungeheure Spannweite der Entwicklung der letzten vierzig Jahre konkret gegenwärtig, auch wenn wir ganze Begriffswelten wie Weltkrieg, Nationalsozialismus, Europa-Idee oder Entkolonialisierung beiseite lassen und uns nur an militärisch einschlägigen Figuren und Bildern entlangtasten? Ich halte einen solchen Gang für nützlich.

Als Fahnenjunker hörte ich z. B. nichts von:

Kriegsbild, General War, Abschreckung,
Abstufung, Escalation, Massiver Vergeltung,
Integrierung, Vorwärtsstrategie, Verdecktem Kampf,
Schwelle und Pause, Logistik, TV oder Terr Res,
Insellage, Stay at home, Feuerfeld,
Verstrahlen, Überleben, Interdiction,
Waffensystem, Elektronik, Computer,
Drohnen, Infrarot, Dosismesser,
KT, MT, Gigaton, Multilateral Force, Tauwetter,
Koexistenz, Polyzentrismus, PsK und PSR,
Gehirnwäsche, Kaltem Krieg, Staatsbürger in Uniform,
Unbewältigter Vergangenheit, Personalgutachterausschuß,
Wehrbeauftragtem,
Familienheimfahrt, Bezirkspersonalrat, Betriebsklima,
Öffentlichkeitsarbeit, Innerer Führung, Konsolidierung.

Dafür hörte ich als Fahnenjunker z. B. von:

Duell mit ein-, zwei- oder dreimaligem Kugelwechsel (wenn auch nur erzählenderweise von älteren Erlebnisträgern),
von Heiraterlaubnis, Kautio, Patronesse,
Anrede in dritter Person, Bursche, Berittmachung,

„Sturmgewehr rechts“, von anreitender Kavallerie und „zur Salve fertig“,
Epuletten und Feldbinde, Säbel- und Wehrgehänge, Dolch,
Lanzen, Panzerbüchse, Minenwerfer,
Tornister, vor allem von 08/15 im Original, Erbfeind,
Zweifrontenkrieg, Heimatkriegsgebiet, HKL, Flandernbunker,
Einwohnerwehr, Zeitfreiwilligen, Versailler Schandfrieden,
Dolchstoß, Novemberverbrechen, Spartakus und Freikorps,
Roter Armee im Ruhrgebiet, Mitteldeutschem Aufstand,
Reichsexekution gegen Sachsen, Hitlerputsch,
Vaterländischen Verbänden und schließlich von Saalschlachten,
Zellenbildung, Rotfront, Reichsbanner,
Stahlhelm, SA, Inflation, Massenarbeitslosigkeit,
Notverordnungen und bis zu angeblich 64 Parteien.

Wie oft will sich unsereins besinnen, ob man solche Dinge vor oder nach
1900 einordnen soll, während man dann entdeckt, daß sie noch vor einem
Menschenalter Tagesrealitäten waren. Welche Summe von Erlebtem und
Erfahrenem liegt allein schon in solcher Gegenüberstellung! Dazu muß ich
bedenken: Ich habe noch als Kind eines Königs Hand gedrückt, als Schüler
eine Revolution erlebt, bei der der Vater mit Tränen in den Augen nicht
fassen konnte, „wie man einem Monarchen von Gottes Gnaden durch eine
Horde von Meuterern“ davonjagen lassen konnte. Fünf Jahre Bürgerkrieg
und Inflation sind die Erlebnisse des heranwachsenden Studenten, acht
Jahre parteiischer Selbstzerfleischung die des ersten Berufsjahrzehnts,
Glaube an Neues, Skepsis am System und bittere Enttäuschung die der
vollen soldatischen Berufsjahre. Doch im Abgrund des Zeitalters besann
man sich auf Gegebenheiten, die auch nach der Gewissensforschung
und dem Schicksalstiefschlag noch Fundamentcharakter hatten:

- das Gewissen, nicht absichtlich gefehlt zu haben,
 - die solide Erziehung und Ausbildung von Geist und Körper,
 - die Verantwortung für andere, von der Familie bis zur Nation,
- aus sittlicher Überzeugung und religiösem Glauben heraus.

Konnte man sich den Vorwurf machen, ein Kind seiner Zeit gewesen zu sein?
Hindenburg schreibt in seinem Buch „Aus meinem Leben“ (1934):

„Den Tagesfragen der inneren Politik hatte ich als aktiver Soldat fernge-
standen. Auch nach meinem Übertritt in den Ruhestand beschäftigte sie mich
nur im Rahmen des stillen Beobachters. Ich vermochte nicht zu verstehen, daß
hier und da das Gesamtwohl des Vaterlandes oft recht kleinlichen Partei-
interessen gegenüber zurücktreten sollte, und fühlte mich in meiner politi-
schen Überzeugung am wohlsten im Schatten des Baumes, der in dem
ethisch-politischen Boden der Epoche unseres großen greisen Kaisers
(Wilhelm I.) fest wurzelte. Diese Zeit mit ihrer für mich wunderbaren Größe
hatte ich voll und ganz in mich aufgenommen und hielt an ihren Gedanken
und Richtlinien fest. Ein kraftvoll in sich geschlossener Staat im Sinne Bis-

marks war die Welt, in der ich mich in Gedanken am liebsten bewegte. Zucht und Arbeit innerhalb des Vaterlandes standen für mich höher als kosmopolitische Phantasien. Auch erkannte ich kein Recht für einen Staatsbürger an, dem nicht eine gleichwertige Pflicht gegenüberzustellen wäre."

Wenn ich mich mit meiner 91jährigen Mutter unterhalte, erkenne ich immer wieder, daß alle Ereignisse nach 1914 für sie ziemlicher Unsinn und Prüfgericht Gottes für eine verrückt gewordene Welt sind, während sie ganz von den über vierzig Friedensjahren zwischen 1871 und 1914 geprägt wurde und geprägt bleibt. Aus dem Durchgang durch das Sturmtief der Nachkriegsjahre aber, über das wir noch einmal davongekommen waren, ziehen wir *eine der bedeutsamsten Berufs- und Lebenserfahrungen des Jahrhunderts*: daß wir nicht einfach in vorgegebenen Denkmodellen des Daseins stehenbleiben dürfen, sondern eine permanente Aufmerksamkeit der Entwicklung der Umwelt, des sozialen und politischen Bereichs, zuwenden müssen.

Das Schlagwort der Nachkriegszeit „Challenge of our time“ heißt für uns: Deutsche, Staatsbürger zu werden, unseren Nachfolgern diese Erfahrung einzupflanzen, ihnen das Verhalten hierfür vorzuleben und so für die Zukunft unseres Volkes einen menschlichen Entwicklungsbeitrag zu leisten. Daß es nicht jeder vorleben kann, ist in der Menschenwelt selbstverständlich.

Aber wem stehen wir heute gegenüber? Der CDU-Abgeordnete Dr. Seffrin schilderte bei der Aussprache des Deutschen Bundestages über den Jahresbericht des Wehrbeauftragten (1962) am 21. Februar 1964 das militärische Vakuum von 1955, als der Aufbau der Bundeswehr begann — ein personelles, materielles, traditions- und prestigebezogenes Vakuum. Der Soldat war „Militarist“, „Nazi-Helfershelfer“, „Leuteschinder“. Sein ganzer Stand war diffamiert, die Ohne-mich-Welle die logische Folge davon. Extrem zwar, doch von einer kirchlichen Autorität ausgesprochen, bezeichnete man militärische Ausbildung als solche zum Massenmord. Als Beruf sollte er überhaupt nicht gewertet werden können. Allenfalls sei er ein notwendiges Übel, Mißtrauen ihm gegenüber grundsätzlich geboten.

Man kann die Situation des Aufbaues der Bundeswehr in einer arg veränderten, ihrer einstigen Maßstäbe beraubten Welt auch so formulieren, wie sie von der Menschenführung als ihrem größten Problem her gesehen werden muß: Wir haben:

- | | |
|---------------------------------|--|
| <i>einen anderen Staat</i> | — die parlamentarische Demokratie, |
| <i>eine andere Gesellschaft</i> | — den Pluralismus |
| <i>eine andere Jugend</i> | — eine Generation fast ohne Neigung zum Engagement, noch vor acht Jahren als „skeptische Generation“ bezeichnet, |
| <i>einen anderen Frieden</i> | — den Kalten Krieg |
| <i>ein anderes Kriegsbild</i> | — das der ABC-Waffen mit dem Gleichgewicht des Schreckens |

- | | |
|----------------------------|---|
| ein anderes Wehrmotiv | — den Beitrag zur Strategie des Friedens |
| eine andere Wehrform | — die übernationalen Streitkräfte mit nur schwacher nationaler Komponente |
| eine andere Wehrverfassung | — die absolute Kontrolle der Armee durch das Parlament und die Dominanz der Verwaltungsrechtlichkeit. |

Welche gewaltige Aufgabe daraus resultiert, schilderte Professor Dr. Gerhard Ritter (Freiburg) auf einer Tagung der katholischen Akademie in Baden vor deutschen und französischen Offizieren. Als Vorkämpfer der Freiheit Europas müsse der Soldat die geschichtliche Tradition mit völlig neuer Zielsetzung aufnehmen. Die Chance des neuen Aufbaues liege darin, besser als jemals vorher ein richtiges Verhältnis von Autorität und Freiheit zu finden. Staatsvergötzung und Nationalismus seien Teilhaftigkeiten an der Erbsündigkeit und Gefährdung der Menschennatur sowie Quellen eines ungesunden Minderwertigkeitskomplexes. Ein ruhiges dem Geistigen zugewandtes Nationalbewußtsein in der Erkenntnis der ständigen geschichtlichen Selbstbestimmung aber habe seine fundamentale Bausteinberechtigung auch und gerade angesichts des Heraufkommens der einen Welt und der einen Menschheit.

Die Gestalt des Offiziers heute

Und wie soll man diese Erfahrungen umsetzen in die Forderungen der Gestalt des Offiziers der erneuerten deutschen Streitkräfte? In der Geburts-tagsrede zum fünfjährigen Bestehen der Heeresoffizierschule III im April 1963 formulierte ich meine Erfahrung in folgenden Vorstellungen, die ich als Programm für die ganze lebende Generation der Bundeswehr auffasse:

- (1) Idealismus wie immer, aber mehr Geistigkeit und Vielseitigkeit;
- (2) Patriotismus nicht nur zur nationalen, sondern auch zur abendländischen Heimat;
- (3) Liberalität der Toleranz, aber nicht der religiösen Indifferenz, die uns abgleiten lassen kann in Haltlosigkeiten, Intellektualismus, und moralische Aufweichung;
- (4) Vertrautheit mit Grundtatsachen der Demokratie, mit einem ziemlichen Maß historisch-politischer ebenso wie naturwissenschaftlich-technischer Bildung die den Offizier befähigen, das Überzeugen und Lehren keinem anderen zu überlassen;
- (5) Moderne, lebensnahe soziale Auffassungen, verbunden mit Standfestigkeit gegenüber dem Nivellierungstrend von Materialismus und Masse.

In Summa: der „gebildete Offizier“ im Sinne Goethes.

Damit aber muß zugleich eine Absage erteilt werden an

- (1) den einseitigen „Nur-Soldaten“;
- (2) Kommissigkeiten in jedweder Form;
- (3) Gesellschaftliche Lautstärke, Prestigedenken und Exklusivität;
- (4) Oberflächlichkeit und Vordergründigkeit materiellen Gepräges;
- (5) Herzensträgheit, Menschenfurcht und sonstiges Mitläufertum.

Und dies alles, weil das moderne Kriegsbild vom Kalten Kampf alltag des unkonventionellen, verdeckten ideologisch-psychologischen Krieges bis hin zum total-atomaren „General War“ einen radikal anderen Führer- und Kriegertypus verlangt, als dies jemals in der Welt vorher der Fall war. Das eine und allein erwünschte Extrem seiner Wirkung ist die Verhinderung des Heißen Krieges und die Erhaltung der für uns Christen den Lebensinhalt bedeutenden Wertordnung des Friedens. Das andere Extrem wäre jener imaginäre Kampfwillie aus apokalyptischer, die eigene Seele ständig aufs Spiel setzender Deutung, der es zuwege bringen könnte, daß die die atomare Zerstörung der Welt überlebenden 100 Menschen solche eines neuen Paradieses der Freiheit und Würde sind. Wen diese Vorstellung blasphemisch dünkt, den glaube ich daran erinnern zu dürfen, daß für den Christen das Erdenleben nur ein Sekundenbruchteil seines Daseins ist, das „Tal der Tränen“. Die Totenpräfatation sagt dies ebenso schonungslos wie tröstend.

Stimmen der Zeit, berufene Sprecher ob der Exaktheit ihrer Beobachtung, der Schärfe ihres Denkens und der Sicherheit ihres Ausdrucks, gibt es eine ganze Reihe. Sie zu zitieren ist Pflicht, denn die Erfahrungsaussage wird stets ein Querschnitt durch die Summe qualifizierter Meinungen sein, die sich mit gleichem Recht zum Beobachten und Aussagen veranlaßt sehen. Zu anmaßend wäre das alleinige Urteil, nie breit genug, immer zu subjektiv, oft deplaciert nach Gegenstand, Forum, Zeitpunkt und Zusammenhang. Natürlich nützt nur die Stimme der Zeit, die den erreicht, der sie hören soll. Dann erst ist „Vox temporis vox Dei“ (Wahlspruch des Kardinals von Faulhaber).

„Schlachten werden von Zug- und Gruppenführern geschlagen, gewonnen oder verloren“ sagte General Patton. Aber wie schwer es ein Gruppenführer hat zu führen, schildert der amerikanische Brigadier S. L. A. Marshall in seinen methodischen Untersuchungen des Weltkriegs- und Koreakämpfers („Soldaten im Feuer“, „Um Außenposten und Patrouillen“). Der Gruppenführer führt im Kampf durch Stimme, Zeichen, Geste, Blick und Beispiel, aber Wirkung hat er dennoch nur, wenn diese Merkmale seiner Willensübertragung von seinen Männern auch aufgenommen werden, wenn sie ihm das Minimum der Empfangsbereitschaft entgegenbringen, wenn sie nicht aus Indolenz, Ermattung, Fatalismus zu jenen „Einsamen Soldaten“ geworden sind, die der schweizerische Hauptmann und Soziologe Rolf R. Bigler in einem Buch dieses Titels 1963 beschreibt. Aber gleich Marshall bestätigt er,

daß unter extremen Bedingungen am ehesten in den sogenannten Primär- oder Intimgruppen Kampfwille und Leistungsfähigkeit erhalten werden, weil dort Menschsein und Nächstenliebe noch aus der Instinktsicherheit des einfachen Mannes wahrgenommen werden. Bigler nennt Kampfmotiv, Selbstständigkeit, Geborgenheit als die Bindekräfte der kleinen Gemeinschaft. Sie wissen nichts von Elite, nicht viel von Heldentum, aber es sind objektiv die Tapferen, von denen der *US-Senator Keating* einmal sagte, sie spürten den Tod nur einmal, Feiglinge aber stürben bereits viele Male vor ihrem eigentlichen Tod.

Jedes Heft der „*Information für die Truppe*“ hämmert uns die gleiche Erfahrung als Lehre ein, wenn es dort auf der vorletzten Deckelseite heißt: „Im Frieden und im Krieg muß der Soldat wissen, wofür und wogegen er steht. Wissen formt Überzeugung. Aus ihr entspringt die moralische Stärke zur soldatischen Pflichterfüllung.“

Daß wir in den Inhalten unserer Ausbildung einen Ballast von Zöpfen und Konventionen abwerfen und die Konzentration auf die Gefechtsausbildung als Erfahrung anführen, sollten wir nicht länger für eine Weisheit der Bundeswehr halten, wenn wir aus dem Jahre 1900 die Sätze des österreichisch-ungarischen *Generalstabschefs, Feldmarschall Graf Conrad von Hötzendorf*, lesen: „Zur Pflege von bloßen Äußerlichkeiten hat die heutige (!) Infanterie keine Zeit. Das Auflösende des heutigen (!) Infanteriekampfes verlangt, den Mann derart auszubilden und zu erziehen, daß er als Kämpfer auch dann seine Pflicht tue, wenn er — seiner Führer beraubt — auf sich selbst angewiesen ist.“

Was soll da das Gerede von Erfahrungen, wenn man sie mißachtet oder vergißt?

Wir sehen, auf den Führungsauftrag kommt es weniger an als auf das Führertum. Es rangiert keineswegs nach Ranglisten und Dienstgraden. „Führertum ist die Kunst erfolgreichen Ringens um die Herzen und Gemüter der Menschen“ ist eine militärische Lebensweisheit *Montgomerys*. Die Fähigkeit, Menschen um sich zu scharen und ihnen Vertrauen einzuflößen, der Wille, sie auf ein gemeinsames Ziel einzustellen, Gespür für das Einfache, persönliche Integrität, ansteckender (aber nicht verlogener) Optimismus, Ausstrahlungsfähigkeit — solche Erfahrungen sind Kernwissen des Soldatenstandes aller Zeiten. Die ZDv 11/1, die HDv 100/1 und viele andere Kompendien der Gegenwart tun gut daran, sie zu wiederholen; wir brauchen darauf nicht einzugehen. Auch die Stichworte aus *Clausewitz* vom Coup d'oeuil et courage d'esprit mögen nur der Form halber miterwähnt sein.

Die Ultima Ratio

Das Resumé unserer Berufserfahrung scheint mir nach diesem Streifzug doch immer wieder die darin integrierte Lebenserfahrung zu sein. „Die Macht und die Nächstenliebe beginnen zuhause“, sagte *Kennedy*. „Verbindliche Er-

ziehungsziele der pluralistischen Gesellschaft sind Rücksichtnahme, Hilfsbereitschaft und Toleranz“, sagt Pater J. M. Hollenbach S. J. „Der Generalstabsoffizier muß im Modell denken können, das Modell ist für ihn jedoch nur ein Ausgangspunkt. Nie darf er sich ihm verschreiben und sein Sklave werden. Nicht das Modell, sondern die Umstände bedingen seinen Entschluß.“ So drückt Prof. Reinhard Höhn wissenschaftlich aus, was General Dietl in die heitere Maxime kleidete „Nur kein Schema“ und auf des Feldmarschall Keitels Anfrage, warum ein versenktes Fischverwertungsschiff vor den Lofoten statt im Hafen von Narvik gelegen habe, zurückdrahtete: „Weil sich die Fische nicht nach taktischen Gesichtspunkten richten“. Auch Chestertons sarkastisches Bonmot sei wiedergegeben, es sei besser, Weisheiten in törichter Form zu sagen, wie die Heiligen taten, statt Torheiten weise zu verkünden wie die Funktionäre.

Von der Steinzeit zum Atomzeitalter, von Pythagoras bis Einstein, vom Nordpol zum Südpol, vom Cartesianischen Denken bis zur Pestalozzischen Pädagogik, von Clausewitz bis Beck, von der RERUM NOVARUM bis zur MATER ET MAGISTRA und zur PACEM IN TERRIS und in unzähligen anderen Spannweiten menschlicher Erfahrung soll der zum Führen berufene Mensch heute denken und urteilen. Aber er soll *immer ein Stück Philosoph bleiben* können, demütig wie Sokrates, das Geschöpf seines Schöpfers, ein Mann des „ora et labora“, eingedenk seiner Pflicht zur Dankbarkeit und Rückbindung, jener *Re-ligio*, die uns den festen Standpunkt des Miles Christianus in dieser unserer Welt zeigt; jener *Ultima Ratio*, die uns davor bewahren kann, unsere „Entscheidungen zur Routine werden zu lassen“ (Bischof Kunst). „Man kann so klug sein, wie die Kinder dieser Welt“, sagte einst Bismarck, „und geht doch jederzeit in die nächste Minute wie ein Kind ins Dunkle.“

Soldaten auf dem Katholikentag

Wie in Hannover 1962 sah man auch auf dem Achtzigsten Deutschen Katholikentag, der vom 2. bis 6. September 1964 in Stuttgart stattfand, überall die grauen und blauen Uniformen unserer Soldaten. Die Militärseelsorge sucht seit ihren Anfängen im Jahre 1956 engen Kontakt mit dem gesamt-katholischen Leben. Deshalb beteiligten sich die Soldaten in Stuttgart nicht nur an ihren Sonderveranstaltungen. Sie waren frei nach Wahl und je nach persönlichen Interessen bei allen Gottesdiensten, Kundgebungen, Vorträgen und Ausstellungen des Gesamtkatholikentages zu sehen. Folgende Ereignisse verdienen besonders festgehalten zu werden:

1. Am 2. und 4. September fand eine Delegiertenversammlung der katholischen Verbände Deutschlands statt, auf der eine „Erklärung zur Bildungspolitik“ beschlossen wurde. Die dort erörterten Bildungsfragen sind auch für das Offizier- und Unteroffizierkorps zentrale Probleme ihres Berufsbildes. An dieser Versammlung nahmen erstmalig auch drei Vertreter des Königsteiner Offizierkreises teil. Damit wurde das Bestehen dieses Kreises auch offiziell vom deutschen Katholizismus zur Kenntnis genommen.

2. Am 2. September reisten einige hundert Offiziere und Unteroffiziere aus dem ganzen Bundesgebiet, vor allem aus der Diaspora, in Stuttgart an und bezogen in der Funckerkaserne, im Waldheim Esslingen und im Schloß Klein-Ingersheim, die beide zur Evangelischen Akademie Bad Boll gehören, Quartier. Sie beteiligten sich in den darauffolgenden Tagen an der vom Katholischen Militärbischofsamt veranstalteten und vom Königsteiner Offizierkreis mitgetragenen „Werkwoche für katholische Offiziere und Unteroffiziere“, in der die Themenkreise „Beruf und Macht“ und „Beruf und Ehe“ behandelt wurden. Der Präsident des Katholikentages, Universitätsprofessor Dr. Meurers, besuchte die Soldaten an ihrem Tagungsort in der Funckerkaserne und sprach zu ihnen über ihre opferreiche Berufspflicht.

Professor Dr. G. Teichtweier von der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Passau führte die Soldaten in zwei Grundsatzreferaten aus der Sicht des Moralthologen in die Berufswelt des heutigen Christen ein und behandelte dabei die Probleme der Machtausübung und Fragen des Ehe- und Familienlebens. Er sah alle die auf den Christen in Uniform zukommenden Aufgaben als Auswirkungen der Gottebenbildlichkeit des Menschen. Diese sei nicht nur eine innere, gütige Gabe Gottes an den Menschen, sondern müsse sich auch nach außen verwirklichen in der Er-

füllung des Gottesauftrages „Macht euch die Erde untertan“, sowie in der personalen Gottesliebe und der verantwortlichen Elternschaft. Während der Jurist, der Arzt, der Lehrer und alle anderen Berufe nach 1945 bald wieder ihren angestammten Platz in der Gesellschaft eingenommen hätten, sei der Soldatenberuf bis heute zu Unrecht mit Vorurteilen und überalterten Klischeevorstellungen belastet geblieben.

Generalvikar Dr. G r i t z leitete die Diskussionen. Er sprach eindringlich von der auf dem Katholikentag neu erlebten „Zukünftigkeits des Glaubens“, die „über die Bewahrung des Gestrigen ins Morgen vorgestoßen“ sei; heute sei das „Präsentwerden des Soldaten im Katholizismus, des Christen in der Welt“ gefordert. In der Diskussion war auch von der „beruflichen Milieusperrre des Katholizismus“ die Rede. Die Katholiken hätten zwar ein traditionelles Verhältnis zu den Sozialberufen des Theologen, des Lehrers, des Arztes. Aber im Katalog der möglichen anderen Berufen, der Juristen, Physiker, Offiziere seien die Katholiken nur schwach vertreten.

3. Zum „brüderlichen Dialog mit der Welt aus erneuertem Denken“ rief Militärbischof Dr. Franz H e n g s b a c h die militärischen und zivilen Bundeswehrangehörigen auf, die sich am Samstagmorgen, dem 5. September, in der Stuttgarter Standortkirche Heilig-Kreuz zur Eucharistiefeyer versammelt hatten. In drei Punkten machte er in seiner Predigt deutlich, wie die Losung des Katholikentages — „Wandelt euch durch ein neues Denken“ — auch im soldatischen Raum Bedeutung gewinnen könne. „Denkt über die Dinge nach, wie sie wirklich sind“ — „Denkt über den Menschen nach, wie er wirklich ist“ — „Wer über Dinge und Mensch der Wahrheit gemäß denkt, der kann nicht in der Spur des Schlendrians gehen, den wirft die Tatsache, daß wir in Christus und aus ihm leben, aus dem Trott, den wandelt sie.“

Der Generalinspekteur der Bundeswehr, General T r e t t n e r, richtete am 4. September an die auf dem Katholikentag versammelten Soldaten folgendes Fernschreiben: „Meine seit langem festgelegte Zeiteinteilung erlaubt es mir leider nicht, den Standortgottesdienst, den Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Militärbischof Dr. Franz Hengsbach im Rahmen des 80. Katholikentages hält, mitzufeiern und an der im gleichen Rahmen stattfindenden Werkwoche katholischer Offiziere und Unteroffiziere teilzunehmen. Ich wünsche dieser wichtigen Veranstaltung einen segensreichen Verlauf. Ich erhoffe mir, daß das Leitwort des Katholikentages „Wandelt euch durch ein neues Denken“ auch im soldatischen Bereich beherzigt und fruchtbar wird“. — Militärgeneralvikar Dr. Martin G r i t z antwortete am 5. September: „Im Namen des Herrn Militärbischofs habe ich die Ehre, Ihnen den Dank seiner Exzellenz für das Grußwort zu übermitteln, das Sie an die im Rahmen des 80. Katholikentages stattfindende Werkwoche katholischer Offiziere und Unteroffiziere richteten. Für die 200 um ihren Bischof versammelten Teilnehmer dieser Werkwoche darf ich Ihnen ver-

sichern, daß sie durch die Worte ihres Generalinspektors ihr Bemühen bestätigt sehen, die religiösen Impulse des Katholikentages auch in ihren soldatischen Beruf hineinwirken zu lassen.“

5. Zu den großen Feierlichkeiten am Sonntag, dem 6. September, kamen aus vielen Standorten Badens, Württembergs und Bayerns Bundeswehr-omnibusse mit zahlreichen Uniformierten. Die Soldaten berichteten nachher immer wieder, es sei für sie ein großes Erlebnis gewesen, als sie sich zusammen mit ihren französischen und amerikanischen Kameraden während der großen Gottesdienste mitten unter dem Volk des Katholikentages befanden, beim Friedensgruß mit ihren Brüdern und Schwestern Hand in Hand standen und ihre Verbundenheit mit dem christlichen Volke spürten.

Begegnung katholischer Offiziere mit der Militärseelsorge im Spiegel persönlicher und beruflicher Erfahrung

Vom 28. September bis 3. Oktober 1964 waren die hauptamtlichen katholischen Militärgeistlichen mit Militärbischof Dr. Franz Hengsbach zu ihrer 9. Gesamtkonferenz im Collegium Borromaeum zu Freiburg im Breisgau versammelt. Die Thematik der Tagung zielte auf die Probleme des Einzelnen und des Einzelfalles in seiner seelsorglichen Bedeutung. Dazu hielt der Militärbischof selbst das Hauptreferat. Bundesverteidigungsminister v. Hassel, der — begleitet vom Generalinspekteur General Treitner, Ministerialdirektor Wirmer und mehreren Generalen sowie hohen Beamten — die Konferenz durch seinen Besuch auszeichnete, würdigte in einer Ansprache die Aufgaben und Leistungen der Militärgeistlichen und gab einen Überblick über Entwicklung und Auftrag der Bundeswehr angesichts unserer heutigen verteidigungspolitischen Situation. Oberstleutnant Heuermann und Oberregierungsrat Dr. habil. Ibach (beide von FöB I 4) hielten Informationsreferate über „Situation und Aufgabe der Inneren Führung heute“ und über den „Bildungs-Anteil in der Offizier-Ausbildung“, der seit dem 1. Oktober 1964 in den Offizierschulen als „Akademie-Kurs“ institutionelle Gestalt annimmt.

Militärgeneralvikar Prälat Dr. Gritz hatte im Auftrag des Militärbischofs fünf Offiziere des Königsteiner Offizierkreises aufgefordert, sich vor dem Plenum freimütig zu äußern über „Die Begegnung katholischer Offiziere mit der Militärseelsorge im Spiegel persönlicher und beruflicher Erfahrung“. Dabei sollte dieses Thema unter dem Aspekt typischer militärischer Tätigkeitsbereiche abgehandelt werden. Die Vorträge sind nachstehend ungekürzt abgedruckt.

Aus der Sicht des Kompaniechefs

In meinem Referat „Militärseelsorge im Spiegel beruflicher und persönlicher Erfahrung“ kommt es mir darauf an, zu schon häufig diskutierten Problemen noch einmal aus der speziellen Sicht eines Kompanie-Chefs Stellung zu nehmen, der sich in folgender Situation befindet:

Ich bin der einzige katholische Offizier in einer Garnisonstadt in Schleswig-Holstein. Im Bataillon gibt es noch 2 katholische Feldwebel, 8 katholische Unteroffiziere und etwa 45 katholische Soldaten. Unser Militärpfarrer wohnte bisher 70, jetzt 30 km entfernt. Am Ort gibt es eine kleine katholische Gemeinde mit eigener Kirche.

Es ist für einen Pfarrer, der soweit entfernt wohnt und eine Vielzahl von Standorten zu betreuen hat, außerordentlich schwer, seine Soldaten persönlich zu kennen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht hilft es Ihnen aber doch etwas im Umgang mit den Soldaten, wenn ich ganz kurz aufzeige, wie sich die Soldaten in dem Bereich, den ich überschauen kann, ihren Pfarrer vorstellen. Ich war immer wieder überrascht, wie genau die Soldaten auch Kleinigkeiten beobachten und registrieren. Sie erwarten von ihrem Pfarrer, daß er Optimist ist, daß er eine gelassene Heiterkeit, aber keine betriebsame und laute Fröhlichkeit ausstrahlt. Soldaten wären

betroffen, wenn sie aus dem Munde eines Pfarrers einen gewagten Witz hörten, den sie von einem Kameraden widerspruchslos hinnehmen würden. Sie verlangen, daß der Pfarrer der Würde seines Amtes gerecht wird, ohne dadurch unnahbar zu sein. Sie lehnen oft den Pfarrer ab, der sich anbietet, der während eines zehnmütigen Aufenthaltes im technischen Bereich eines Bataillons wahllos Zigaretten verteilt, aber keine Zeit für ein Gespräch hat. Dieselben Zigaretten wirken Wunder, wenn sie während einer längeren, harten Gefechtsausbildung ein kurzes Gespräch einleiten. Die Soldaten wollen von ihrem Pfarrer gefordert werden. Ich habe selbst erlebt, daß Soldatenexerzitien, deren Wirkung ja zu einem großen Teil mit auf dem gebotenen Schweigen beruht, mit den Worten eingeleitet wurden: „Versuchen Sie einmal, drei Tage nicht zu sprechen! Wenn es aber zu schwer für Sie sein sollte, dann reden Sie wenigstens so leise mit einem Kameraden, daß Sie die anderen nicht stören!“ Der Erfolg dieses Appells war niederschmetternd.

Das Beispiel zeigt, daß eine Methode, die im zivilen Bereich richtig sein mag, im militärischen Bereich der soldatischen Disziplin angepaßt werden muß.

Dasselbe gilt für Lebenskundliche Unterrichte, in denen den Soldaten z. B. vor Augen geführt wird, daß es doch fast unmöglich sei, eine richtige „schwere Sünde“ zu begehen. In Gesprächen mit Soldaten nach diesem Unterricht hatte ich oft das Gefühl, daß sie einfach nicht verstanden haben, wie total das Gebot Christi den ganzen Menschen fordert, daß ihnen oft jedes Schuldgefühl und damit auch das Bewußtsein der Abhängigkeit von der Gnade Gottes fehlt. Es gibt Soldaten, die nur deshalb dem Christentum von vornherein ablehnend gegenüberstehen, weil es ihnen zu weich und zu unmännlich erscheint. Wenn es gelingt, diesen Eindruck dadurch zu korrigieren, daß dem Soldaten klar gemacht wird, welches Maß an Härte und Selbstzucht die Nachfolge Christi erfordert, ist schon viel gewonnen. Die Soldaten erwarten einfach von ihrem Pfarrer, daß er ihnen auch etwas zutraut und Forderungen an sie stellt.

In der Weisung des Generalinspektors für die Zusammenarbeit mit dem Militärgeistlichen heißt es:

Militärseelsorge ist ein kirchlicher Auftrag. Sie dient der persönlichen Begegnung des Soldaten mit Gott und mit der Gemeinschaft seiner Kirche. Sie hilft, Fragen, die vom Soldaten gestellt werden, auf der Grundlage des christlichen Glaubens zu klären und zu beantworten und dadurch das Leben zu meistern. Sie leistet dadurch einen wesentlichen Beitrag zur Gesamterziehung des Soldaten. Der Mißbrauch der Militärseelsorge als eines Mittels zum Zweck gefährdet ihre Arbeit als Lebenshilfe, auf die die Bundeswehr Wert legen muß.

Wie tief die Verständnislosigkeit gegenüber dem Auftrag der Militärseelsorge nach verwurzelt ist, habe ich in vielen Diskussionen mit meinen Unterführern gespürt. Besonders das Beharren auf konfessioneller Eigenart

macht die Militärseelsorge in den Augen vieler überflüssig, weil sie die Geschlossenheit der Bundeswehr lockere. Hier zu überzeugen und aufzuklären, wird noch auf Jahre hinaus eine gemeinsame Aufgabe für Militärpfarrer und Einheitsführer sein.

Vielleicht hat aber die Praxis des Lebenskundlichen Unterrichtes und der Militärgottesdienst das eigentliche Anliegen der Militärseelsorge auch nicht immer deutlich gemacht. Wenn bei Standortgottesdiensten häufig kein Soldat zur Kommunion geht, wenn sich oft keine Meßdiener oder Vorbeter finden, dann ist das bedenklich. Die innigste Begegnung mit Christus findet beim Empfang des Altarsakramentes statt. Der Lebenskundliche Unterricht muß zu dieser Begegnung eine Beziehung haben, wenn er von den Soldaten nicht nur als besonderer Unterricht im Rahmen der Inneren Führung oder einer Moralkunde empfunden werden soll. Vielleicht wird doch im einen oder anderen Fall im Lebenskundlichen Unterricht zu unverbindlich diskutiert oder nur Wissen vermittelt, ohne daß der Soldat mit den Grundforderungen christlichen Lebens konfrontiert wird. Es kommt ja weniger darauf an, den Soldaten mit Worten zu überzeugen oder in der Debatte zu schulen: In erster Linie muß er dazu gebracht werden, seinem Gewissen zu gehorchen und seinen Glauben zu praktizieren. Dazu gehören Beichte und Kommunion, tägliches Gebet, Vorbeten bei der Messe, das Kreuz an der Stubenwand und vieles mehr. Wenn man diese Tiefendimension des Lebenskundlichen Unterrichtes mehr betont, wird der Soldat den spezifischen Auftrag der Militärseelsorge leichter erkennen können und in ihr nicht nur ein Mittel sehen, das Manneszucht, Treue und Gehorsam fördert und deshalb geduldet werden sollte.

Ein anderes Problem, zu dem ich hier Stellung nehmen will, wird sich in so krasser Form nur in der Diaspora stellen.

Die ZDv 66/1 legt den Personenkreis fest, der vom Militärpfarrer ständig seelsorgerisch zu betreuen ist. Unter anderem umfaßt er die Ehefrauen und Kinder der Berufssoldaten und Soldaten auf Zeit.

Für alle kirchlichen Amtshandlungen und den Unterricht auch dieser Gemeindeangehörigen ist der Militärpfarrer zuständig.

Wenn nun dieser Pfarrer 70 km entfernt wohnt, sehr viele Standorte zu betrauen hat und deshalb auch nur einen Teil der Soldaten kennt, dann ist die Gefahr groß, daß sich um diese Menschengruppen, für die auch der Ortspfarrer nicht zuständig ist, niemand kümmern kann. Sicher, diejenigen, die interessiert sind und fest im Glauben stehen, finden Anschluß. Wer stößt aber die anderen an, die einen Ruck brauchen? Die Trennung der Militärseelsorge von der Ortskirchengemeinde kann in Fällen, die so wie bei uns gelagert sind, sehr leicht dazu führen, daß Angehörige der Militärrkirchengemeinde dem kirchlichen Leben mehr und mehr entfremdet werden. Viele, die aus einer festgefügtten Gemeinde durch eine Verletzung herausgerissen wurden, finden in der Militärgemeinde nicht den

festen Halt und die Geborgenheit, die sie gewohnt waren und derer sie bedürfen. Und wenn es nur die Zeit der Lehrgänge des Ehemannes oder längerer Übungsplatzaufenthalte ist, in der keine Gemeindegemeinschaft, kein Pfarrer sich um die kinderreichen Familien kümmert und so der Frau eine Hilfe und dem abwesenden Ehemann eine Beruhigung ist.

Und selbst wenn sich der Pfarrer auch um diesen Kreis noch kümmert — wie soll er die katholische Frau und die katholischen Kinder des evangelischen Soldaten erreichen? Wie erfährt er von ihrer Existenz? Und hat nicht gerade dieser Personenkreis die seelsorgerische Betreuung ganz besonders notwendig? Diese letzte Aufgabe ist nur zu lösen, wenn der Einheitsführer, der seine Soldaten und deren persönliche Verhältnisse genau kennen sollte, dem Militärpfarrer Hinweise geben kann. Und welche Behutsamkeit und wieviel Einfühlungsvermögen erfordert die seelsorgerische Betreuung in einer Mischehe!

Und abschließend zu diesem Punkt:

Bei den Militärgottesdiensten, an denen ich teilnahm, habe ich kaum Angehörige der Soldaten gesehen. Die Ehemänner müssen ihren Frauen und Kindern mehr als bisher das Gefühl vermitteln, daß sie genauso zur Militärkirchengemeinde gehören wie die Soldaten. Die Standortgottesdienste müssen so geplant werden, daß nicht nur den Soldaten, sondern auch wenigstens einem Teil der Angehörigen die Teilnahme möglich ist. Nur die gemeinsame Feier des Meßopfers wird der Militärgemeinde ein Zusammengehörigkeitsgefühl geben können.

Ich habe in meinem Referat schon mehrfach zum Lebenskundlichen Unterricht Stellung genommen.

Dieser Unterricht wird manchmal wegen der großen Zahl der Teilnehmer ein wenig unpersönlich und deshalb ohne Tiefenwirkung gehalten. Der Unterrichtende kennt kaum einen seiner Zuhörer mit Namen, er weiß nicht um ihre Probleme, weil er zu wenig Zeit hat, sich um den Einzelnen zu kümmern, und viele wagen nicht, Fragen zu stellen, aus Angst, sie könnten sich wegen des Inhalts oder der Formulierung bei ihren Kameraden blamieren. Wenn man in einer Einheit einen Kreis gläubiger Christen haben will, der auf die Umgebung ausstrahlt und die Atmosphäre in einer Kompanie mitbestimmt, dann muß mehr als bisher die Arbeit in kleinen Interessengemeinschaften forciert werden. Ich weiß, welche große Mehrbelastung dieser Weg für die ohnehin oft überarbeiteten Militärpfarrer bedeutet — aber mit dem Lebenskundlichen Unterricht, einmal im Monat vor 40 bis 80 Soldaten gehalten, ist dieses Ziel meiner Ansicht nach einfach nicht zu erreichen. Und hat sich ein solcher Kreis erst einmal gefunden, dann ist die Arbeit des Militärpfarrers in vieler Hinsicht leichter und sicher auch erfolgreicher. Viele Soldaten fühlen sich wirklich erst dann angesprochen, wenn sie aus der Anonymität der großen Masse herausgerissen werden und das Gefühl haben: „Mein Militärpfarrer kennt mich!“

Das geht mir als Kompanie-Chef nicht anders. Auch zu mir kommen die Soldaten mit ihren Nöten und Zweifeln erst dann, wenn sie im Unterricht und Dienst gemerkt haben, daß sie für mich keine namenlosen Wesen mehr sind. Sie wollen sehen, daß man sich für jeden persönlich interessiert und ihn als Einzelmenschen ernst nimmt.

Und wenn dieser Weg einer gewissen Elitebildung in religiöser Hinsicht nur mit Hilfe von Laien möglich ist, dann sollte man sich nicht scheuen, in besonderen Ausnahmefällen statt des offiziellen Lebenskundlichen Unterrichts auch einmal qualifizierte Offiziere oder Feldwebel mit der Behandlung eines religiösen oder berufsethischen Themas in einer Interessengemeinschaft zu beauftragen. Es wird den Soldaten beeindrucken, wenn er sieht, daß sein militärischer Vorgesetzter oder Kamerad sich auch auf religiösem Gebiet exponiert und seinem Pfarrer zur Seite steht.

Ich bin jedenfalls der Meinung, daß der Laie in der Bundeswehr noch immer zu wenig angesprochen und ihm zu wenig Gelegenheit zur praktischen Betätigung geboten wird. Vielleicht müßte der Königsteiner Offizierkreis hier mehr als bisher einen Schwerpunkt seiner Arbeit sehen. Dazu müßte allerdings die Organisation gestrafft und die in Frage kommenden Offiziere gezielter angesprochen werden.

Ein letzter Punkt, den ich hier vortragen möchte, ohne selbst einen Lösungsvorschlag zu haben:

In den Augen der Soldaten und auch eines Teiles der Unteroffiziere ist der Militärpfarrer zu sehr Angehöriger des Offizierkorps geworden. Rein äußerlich weist ihn bei der Teilnahme an Übungen die Mützenpaspelierung als „Offizier“ aus, hinzu kommt, daß der Militärpfarrer im Offizierskasino ein häufiger Gast, in mancher Unteroffiziersmesse und in der Mannschaftskantine aber nur selten zu sehen ist. Dasselbe gilt für offizielle Festlichkeiten, für Herrenabende und ähnliches. Besonders schwierig ist es für den Militärpfarrer, in dem Bereich, den ich überschauen kann, den Kontakt zu den Unteroffizieren zu finden und zu halten. Ein Lebenskundlicher Unterricht, zu dem oft nur 4 oder 5 Unteroffiziere kommen, weil der Rest auf Lehrgängen, Fachschulen usw. abkommandiert ist, lohnt nicht recht. Vielleicht sollte man auch hier dazu kommen, wie bei den Offizieren beide Konfessionen dann zusammenzunehmen, wenn es in einem Verband nur so wenige katholische Unteroffiziere gibt wie z. B. in meinem Bataillon. Ich weiß, daß Ihnen diese Probleme nicht neu sind. Vielleicht ist es Ihnen aber eine Hilfe beim Suchen nach Lösungen, wenn ich hier das vortragen durfte, was ich aus den Gesprächen mit meinen Soldaten als Erfahrung mitnehmen konnte.

Darin habe ich den Sinn meines Referates gesehen.

Aus der Sicht eines Stabsoffiziers

Auf der Königsteiner Tagung im April dieses Jahres hat der hochwürdigste Herr Militärbischof dem Sinn nach etwa folgendes gesagt:

Mit der Auflösung der hierarchischen Ordnung und dem Hineinwachsen in die pluralistische Gesellschaft sind viele Tabus zerbrochen. Je höher jemand kommt, um so mehr sind Dienst- und Privatleben verflochten. Dadurch ist das Führen heute schwerer als früher, denn jeder kann kritisiert werden. Der Führer aber muß transparent sein, wenn er in seinem Auftrag glaubwürdig sein will. Was für den Führer gilt, besonders für den Führer im militärischen Raum, das gilt in erhöhtem Maße auch für den Geistlichen. Noch zu keiner Zeit war es so schwer für die Geistlichkeit, unangefochten den schweren Dienst an der Menschheit zu tun. Wir in der Bundeswehr wissen um ihre aufopfernde und segensreiche Tätigkeit, und so liegt es uns am Herzen, ihnen ihre Arbeit, soweit wie möglich, zu erleichtern. Dazu gehört auch, daß wir sie kritisieren. Diese Kritik aber wollen wir maßvoll und positiv halten und nur im engsten Kreis üben. Wir bitten dafür um Verständnis und zugleich versichern wir, daß wir die fairste Form in jedem Falle zu finden versuchen. Wir wissen, wie schwer es ist, den Soldaten zu erreichen. Wir wissen auch, wie oft wohlgemeinte Ansprachen, wohlgemeinte Ratschläge vergebens sind, nur weil der Ton bei dem Soldaten nicht ankommt. Ich darf hier ein kleines persönliches Beispiel anfügen.

Wir lagen im letzten Krieg in verhältnismäßiger Ruhe in Frankreich und erhielten eines Tages einen neuen Divisionspfarrer. Den ersten Gottesdienst sollte er in dem Bataillon halten, in dem ich Adjutant war. Er war an mich verwiesen worden und so setzten wir uns am Abend zu einem Glas Rotwein zusammen und dabei erzählte mir der geistliche Herr, daß er bisher vorwiegend in der Jung-Mädchen-Seelsorge tätig gewesen sei. Weiterhin ergab das Zwiegespräch, daß alle Voraussetzungen, die bisher für diesen Priester gültig, nun nicht mehr gegeben waren. Ich empfahl ihm, daß er sich kurz fassen möge, daß er in seiner Predigt nicht mehr als ein bis zwei Gedanken bringen solle und vor allen Dingen, daß er alles Süßliche, alle Erzählungen vom lieben Jesulein usw. weglassen müsse, wenn er bei den Soldaten, die durchweg alle lange Frontzeit hinter sich hatten, ankommen wolle. Er hat am nächsten Tage die Soldaten mitgerissen.

Ein weiterer Punkt, der generell beim Umgang mit den Soldaten beachtet werden muß und gegen den zuweilen auch höhere militärische Vorgesetzte verstoßen, liegt auf einem anderen Gebiet. Der Soldat, der es persönlich zuweilen mit seiner Korrektheit in Anzug und Auftreten nicht so sehr genau nimmt, entwickelt eine ungeheure Kritikfähigkeit — man möchte fast sagen Kritiksucht — wenn er jemanden vor der Front sieht. Diese Kritik macht nicht vor seinen militärischen Vorgesetzten halt und auch nicht vor den Geistlichen. Wenn Sie diesen Punkt immer beachten, werden

Sie sich in mancherlei Situationen leichter bewegen können. Und noch ein drittes sei vorweg erwähnt. Als wir im Frühjahr unsere Tagung in Königstein abhielten, da sagten am Abend des ersten Tages mehrere junge Leutnants zu mir, daß sie sich geistig überfordert fühlten. Erst am zweiten oder dritten Tag lockerte sich alles und sie konnten mithalten. Ähnlich geht es jedem Soldaten, der sich auf die Predigt seines Pfarrers einstellen muß. Zu viele Gedanken verwirren, einige klug ausgewählte bleiben haften.

Mein Thema soll sich nun mit der besonderen Situation des Seelsorgers im Stabsbetrieb auseinandersetzen. Diese besondere Situation ist dadurch gekennzeichnet, daß einmal eine Unmenge von höheren Dienstgraden zusammengeballt tätig ist. Zum anderen führt die Arbeit zur Vereinzelung und läßt das Gemeinschaftsgefühl, das in einer Kompanie besteht und das geeignet ist, einen gewissen „Trend“ — positiv wie auch negativ — entstehen zu lassen, nicht aufkommen. Ich habe weder bei einer Division, noch im Ministerium oder im Bundeswehramt, ein solches Gemeinschaftsgefühl kennen gelernt. Daher kann man nicht damit rechnen, daß, wenn der eine Offizier oder Unteroffizier zum Gottesdienst geht, der andere allein aus Sympathie mitgeht. Das führt auch dazu, daß die Soldaten, die aus der Truppe kommen, sich zunächst einmal vereinzelt fühlen und sich dann in Interessengruppen zusammenfinden, die meist vom Pfarrer als Gruppe nicht mehr erreicht werden können. In diese Bresche versuchen wir zum Beispiel in Bonn mit unserem Königsteiner Offizier-Kreis einzuspringen, um Kameraden anzuregen, sich mit unseren Fragen auseinanderzusetzen und um dann aus Überzeugung mitzumachen. Wie schwer das ist, wird Ihnen Pfarrer Dr. Koep bestätigen können. Welche Möglichkeiten hat nun der Geistliche? Nach meiner Meinung wird ihm nichts anderes übrig bleiben, soweit es seine Zeit zuläßt, als von Dienstplatz zu Dienstplatz zu gehen und das persönliche Gespräch zu suchen. Ob sich auf der anderen Seite ein Hausbesuch empfiehlt, um über Ehefrau und Kinder an den Vater heranzukommen, ist eine zweite Frage, die ich hier nicht entscheiden will. Wichtig ist aber, daß nur die persönliche Ansprache Frucht zeitigen wird. Aus eigener Anschauung kann ich sagen, daß oftmals diese Arbeit vergeblich erscheint. Aber wenn man dann garnicht daran denkt, trägt sie Früchte, die man vorher nicht zu erhoffen wagte. Ich darf in diesem Zusammenhang auf die Fronleichnamsprozession in diesem Jahr in Bonn hinweisen, die eine wider Erwarten umfangreiche Beteiligung gebracht hat. Aber auch andere Anzeichen des Erfolges sind zu vermerken, so hat zum Beispiel nach dem Besuch des Pfarrers der General einer Dienststelle seine Herren zusammen kommen lassen und sie auf den evangelischen und katholischen monatlichen Gottesdienst im Dienstbereich aufmerksam gemacht. Dabei hat er zugleich gesagt, daß nur keiner behaupten sollte, daß er von ihm durch dienstliche Belastungen am Besuch gehindert werde. Für diese Stunde gäbe er jederzeit Urlaub. Das offene

Wort des Generals hat zwar auch keine direkte große Steigerung der Teilnahme mit sich gebracht, doch erleichtert es denjenigen, die sich zu bekennen pflegen, die Ausübung ihrer religiösen Betätigung. Daß es darüberhinaus noch andere Möglichkeiten der Durchsetzung von Ansprüchen der Seelsorger in Stäben gibt, zeigt sich da, wo z. B. bei Weihnachtsfeiern — meist das einzige gemeinsame Tun eines Stabes — sich auch der geistliche Herr sehen läßt und eventuell auch zur Gestaltung mit herangezogen wird. Bei der Stabssituation ist noch eine Besonderheit zu berücksichtigen. Die meisten in einem Stab Tätigen sind Menschen über vierzig Jahre. Erfahrungsgemäß schließt sich heute schon der Jugendliche schwer auf, der Über-vierzig-Jährige auf Grund seines bisherigen Lebensweges erst recht. Hier kann es jahrelang zu einem Stagnieren, zu einem freundlichen „wie geht's“ kommen, aber nie zu einem echten Gespräch. Auf diese Situation muß man warten. Es ist oft schwer, aber letztlich der einzige Weg zum Erfolg. Daher meine Bitte an den hochwürdigsten Herrn Militärbischof und an das Katholische Militärbischofsamt, lassen Sie dort wo große Stäbe sind, den Geistlichen nach sorgfältiger Auswahl lange an seinem Platz. Nur so wird es ihm gelingen, Kontakt und Aufgeschlossenheit zu erreichen. Eine Versetzung nach ein, zwei Jahren ist ein Verlust der ganzen investierten körperlichen seelischen und geistigen Kraft. Ein oftmaliger Wechsel in einem solchen Standort führt ohne Übergang zu einem Erliegen des religiösen Lebens.

Nicht behandelt habe ich bisher in diesem Zusammenhang die Ansprechmöglichkeit bei den Unteroffizieren. Erfahrungsgemäß bieten diese für den Geistlichen meist noch größere Schwierigkeiten, als das Ansprechen der Offiziere. Ich könnte mir vorstellen, daß hier ein Anstoß zu einer stärkeren Mitbeteiligung über den Pfarrausschuß möglich ist. Denn wenn es gelingt, einmal zwei oder drei Unteroffiziere an der Gemeindearbeit mitzubeteiligen, wird es eher möglich sein, weitere aufgeschlossene Mitarbeiter zu finden. Außerdem muß auch der Unteroffizier fühlen, daß der Geistliche zu ihm gehört und daß er zu ihm mit jeder Frage kommen kann. Bemerkenswert gut hat sich in diesem Zusammenhang ein Ausspracheabend mit den Jugendlichen, ohne Rücksicht auf den Dienstgrad des Vaters, ausgewirkt. Monatlich einen Nachmittag oder Abend der offenen Aussprache zu halten, ist nicht nur lohnend für die Jugendlichen selbst, sondern darüberhinaus bringen sie in die Familien Diskussionsgrundlagen, die auch die Eltern zu neuen Überlegungen anregen.

Sie werden nunmehr feststellen, daß in meinem Vortrag bisher eigentlich nur zwei Möglichkeiten der Einflußnahme in Stäben aufgezeigt wurden. Und so sehen Sie die Last des unerfüllten Auftrages wiederum vor sich. Es gibt noch eine weitere Möglichkeit. Diese Möglichkeit wird zuweilen benutzt, sehr oft aber vernachlässigt. Das ist der gesellschaftliche Umgang. Bei den Stäben, die über ein Kasino verfügen, ist es nicht schwer, daß sich auch der Militärpfarrer im Kasino sehen läßt. Nicht nur, wenn er speziell

eingeladen wird, sondern nach Möglichkeit sollte er sehen, daß er Mitglied der Kasinogemeinschaft wird. So läßt sich manches Hindernis abbauen und mancher Kontakt schließen, der in der kalten Atmosphäre der Dienststube oder bei einem offiziellen Hausbesuch nicht gefunden wurde. Daß sich dabei auch an die Herren, die als Junggesellen oder getrennt lebend ihren Abend im Kasino verbringen, herankommen läßt, brauche ich nicht besonders zu betonen. Die Atmosphäre ist durchweg aufgeschlossen. Sie müssen sich jedoch darüber klar werden, daß eine Reihe von Abenden vergehen wird, bis Sie engen Kontakt haben und dann kann ein solcher Abend schon einmal dazu führen, daß Sie mit Ihrem Brevier etwas in Konflikt kommen, hinsichtlich der Zeit natürlich.

Mit meiner Andeutung hinsichtlich der langen Abende wollte ich darauf hinweisen, daß sich vielfach der Mann erst in vorgerückter Abendstunde erschließt. Zum Teil auch nur ein oder zwei Worte fallen läßt, die man später geschickt aufnehmend, neu ausweiten kann. Beachten Sie aber dabei, daß Sie bis elf Uhr selbst auch auf „Betriebstemperatur“ sind und nicht einfach versuchen, das „Glück der Stunde“ in einer Stunde zu erzwingen. Sie müssen mit diesem Kreis jeweils erst warm geworden sein. Daß meist nach zwölf oder ein Uhr nicht mehr viel Gescheites rauskommt, ist eine alte Erfahrungstatsache, die aber nicht unbedingt gültig ist, wenn der Alkoholgenuß sich in kleineren Grenzen gehalten hat. Daß sich dabei der Geistliche aber hüten muß, nur im Offizier-Kasino Gast zu sein, ist eine Binsenweisheit, die ich nicht noch einmal ausführen muß. Die Besuche in den Unteroffizierheimen und auch die Besuche im Soldatenheim sind wohl ebenso wichtig.

In den Stäben, die nicht über ein Kasino verfügen, wie z. B. in Bonn, wird die Situation naturgemäß erheblich schwieriger. Da muß aber wiederum der persönliche Kontakt dazu beitragen, daß auch hin und wieder eine Einladung zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung außerhalb des Hauses Anlaß bietet. So z. B. veranstalten einige Referate und zuweilen auch das Bundeswehramt sogenannte Belehrungs-, Besichtigungs- oder Fortbildungsfahrten. Hier läßt es sich über den Amtschef meist leicht erreichen, daß auch der Seelsorger mitgenommen wird. In Bonn liegen die Verhältnisse noch viel schwieriger dadurch, daß das Gebiet, das der geistliche Herr zu betreuen hat, ungeheuer groß ist. Es wäre zu bedenken, ob man hier nicht das Gebiet verkleinert, oder einen zweiten Herrn mitbeauftragt oder eventuell einen nebenamtlichen Pfarrer bittet, gewisse Aufgaben zu übernehmen.

Wenn ich zum Abschluß noch ein ganz besonderes Beispiel bringe, bei dem die Begegnung zwischen Offizier und Seelsorger positive Auswirkung gebracht hat, so darf ich auf ein mehrere Jahre zurückliegendes Erlebnis zurückgreifen, als der evangelische Militärpfarrer sehr bekümmert war, daß gerade am Reformationstag eine durchgehende Panzerübung statt-

finden sollte. Als ich dann fragte, ob er schon beim General gewesen sei, verneinte er, und wir gingen dann gemeinsam hin. Erfolg dieser Arbeit war, daß am Reformationsfest die Übung für zwei Stunden unterbrochen wurde, die evangelischen Soldaten Gelegenheit hatten, mit einem Lkw zur Kirche gefahren zu werden und, daß in Fortsetzung dieser Aktion, für die katholischen am darauffolgenden Allerheiligen-Tag dieselbe Regelung getroffen werden konnte.

Ich hoffe, Ihnen mit den wenigen Beispielen klargemacht zu haben, daß die Begegnung Offizier und Seelsorger sehr häufig ist. Wenn wir unserem Auftrag gerecht werden wollen, müssen wir diese Begegnung von beiden Seiten suchen. Wir als Offiziere werden dem Geistlichen dabei helfen, Zeit und Ort zu finden, wo er das Wort Gottes verkünden kann. Nicht nur wir selbst, sondern auch unsere Männer werden dann daraus neue Kraft schöpfen um den Auftrag, jeder in seiner Situation, besser zu bewältigen. Das religiöse Gespräch in der Stabsituation, wo man als Offizier nicht mehr den engen Kontakt mit dem pulsierenden Leben in der Truppe hat, bringt erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Doch gerade hier muß der Hebel angesetzt werden, wenn wir auf die Dauer unsere Probleme meistern wollen. In den Stäben muß die Stunde des Betens und Dienens eine notwendige schöpferische Pause sein, in der man sein Tun vor seinem Allerhöchsten zur Kritik anbietet. Die daraus entspringende Selbstüberprüfung ist unerläßlich und Sie, meine Herren, sind dabei eine unabdingbare Notwendigkeit.

Helmut Fettweis

Aus der Sicht eines Inspektionschefs an der Offizierschule der Luftwaffe

Wenn hier in fünfzehn Minuten etwas zum Thema gesagt werden soll, kann es sich nur um einen bescheidenen Ausschnitt handeln; denn die Berührungspunkte zwischen dem Militärseelsorger und den zur Seelsorge aufgegebenen Soldaten sind so mannigfach, daß es ein aussichtsloses Unterfangen wäre, sie in der vorgegebenen Zeit anzusprechen.

Ich will darum an vier ausgewählten Beispielen dortun, was mir als „Neubiberger“ zur Thematik bemerkenswert erscheint.

Die Situation bei uns in Neubiberg ist folgende:

Ein katholischer und ein evangelischer Militärpfarrer betreuen die eine Offizierschule der Luftwaffe, die eine Höhere Technische Schule der Luftwaffe und das Lufttransportgeschwader 61.

An der Offizierschule dürfen die seelsorgerischen Möglichkeiten gewiß als gut bezeichnet werden. Alle vierzehn Tage finden in den ersten beiden Dienststunden die Gottesdienste für die Offizieranwärter statt. Im gleichen

Rhythmus und der gleichen Stundenzahl wird auch der Lebenskundliche Unterricht erteilt. — Höhere Technische Schule und Geschwader erfahren demgegenüber Einschränkungen. Der monatliche Standortgottesdienst ist aber auch hier immer gewährleistet. Damit sind wir beim ersten Bild angelangt: bei der Begegnung des Soldaten mit dem Militärseelsorger als Priester und Lehrer während des Dienstes.

Welche Bedeutung wir katholischen Soldaten dem priesterlichen Wirken unseres Seelsorgers beimessen, kann nur aus der zentralen Stellung, welche das Heilige Meßopfer für uns bestimmt, erahnt werden.

Zum Wirken des Seelsorgers als Lehrer aber ist zu sagen:

Der Lebenskundliche Unterricht ist im besonderen für den Offizieranwärter ein hervorragendes Bildungsmittel. Dieser Unterricht regt ihn zur Ausprägung seiner menschlichen Existenz als einer sittlichen Persönlichkeit an und zeigt ihm Richtwerte auf, an denen er sich als späterer Menschenführer während der Ausübung seines Officiums immer wieder neu- und nachorientieren kann.

Bei beiden angesprochenen Wirkungsbereichen des Militärseelsorgers habe ich als Chef einer Inspektion von Berufsoffizieranwärtern die Erfahrung gemacht, daß der Offizieranwärter in der ganz überwiegenden Zahl regelmäßig an den Gottesdiensten und dem Lebenskundlichen Unterricht teilnimmt.

Sicher wird er dabei die Standortgottesdienste um so bereitwilliger und überzeugter mitfeiern, wenn er auch seine Vorgesetzten in einer gewissen Beständigkeit in die Schar der Beter eingereiht sieht. Leider sieht die Wirklichkeit hier oft noch so aus, daß lediglich die Eröffnungs- und Schlußgottesdienste bei Beginn und Ende eines Lehrganges durch die Lehroffiziere besucht werden. Aber auch das ist freilich schon ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Zu den großen, den jungen Mann tief beeindruckenden Erlebnissen gehört übrigens immer wieder der Feldgottesdienst. Ich habe das vor Tagen erst wieder bestätigt gefunden, als wir auf dem Truppenübungsplatz Heuberg waren.

Zum Lebenskundlichen Unterricht wäre zu sagen, daß es sich als vorteilhaft erwiesen hat, wenn der Chef die geistlichen Herren zu Beginn der ersten Unterrichtsstunde seinen Soldaten vorstellt. Dabei sollte er in einigen Sätzen etwas über die Bedeutung des Lebenskundlichen Unterrichts im allgemeinen sagen und auf die besondere Wertschätzung hinweisen, die er selbst diesem Unterrichtszweig beimißt.

Unzweckmäßig ist dagegen eine wiederholte Teilnahme des Vorgesetzten am Lebenskundlichen Unterricht seiner Männer. Die Soldaten wollen und sollen hier dem Seelsorger begegnen dürfen. Und da stört Auge und Ohr des Militärvorgesetzten einfach

Das zweite Bild möge der Begegnung zwischen Militärseelsorger und Soldaten außerhalb des Dienstes gewidmet sein.

Hier wird man freilich zu unterscheiden haben zwischen jener Begegnung, die trotz nachdienstlicher Veranstaltung eben doch, da veranstaltet, Züge dienstlichen Charakters aufweist. Ich denke da an die festlichen Stunden, die im Verlaufe eines Lehrganges beide, Militärseelsorger und Soldaten, zusammenführen. Welcher Reichtum geht aus von der Teilhabe der Militärpfarrer an den festlichen Veranstaltungen der Einheit! Ob es die stille Zeit des Advent ist oder eine fröhliche Verabschiedung eines Lehrganges: die Pfarrer, welche ein halbes oder dreiviertel Jahr hindurch den Alltag des Offizieranwärters begleitet haben, gehören ja zur Familie! Und bei diesen Gelegenheiten dürfen sie sogar einmal schweigen; können beobachten, wie in Anlage und Gestaltung solcher Stunden ein gut Stück auch ihrer Arbeit an den Jungen in diesen Wurzeln geschlagen hat.

Die anderen außerdienstlichen Begegnungen aber beanspruchen demgegenüber wohl den absoluten Primat: Jene Stunden, da der Soldat nach Dienst den Priester aufsucht, um ihm sein Herz auszuschütten und Zuspruch zu erfahren. Und wie oft konnte man erfahren, daß selbst seelische Notstände ohne sichtbare Abhilfe-Maßnahmen der Seelsorger allein durch ihr Zuhören geheilt und der Soldat wieder in die rechte Ordnung gebracht werden konnte, ihm und der Truppe zum Heil!

Das gilt auch in hohem Maße für jenen priesterlichen Zuspruch, den der bestrafte Soldat erfahren darf, wenn sein verschuldetes Fehlverhalten eine empfindliche, disziplinäre Ahndung erfahren mußte.

Im nächsten, dritten Bild will ich die Begegnung zwischen Militärseelsorger und Pfarrfamilie im Pfarrausschuß erwähnen.

Vorab darf ich bemerken, daß ich selbst dem Pfarrausschuß seit seinem Bestehen angehöre und daher aus einer gewissen Erfahrung berichte — wenngleich diese erst ein gutes Jahr alt ist. Ich meine, sagen zu dürfen, daß wir in Neubiberg mit ihm gute Erfahrung gemacht haben. Allein die eingangs erwähnte dreifache Adressatenschaft der zu betreuenden Glieder der Pfarrfamilie — Offizierschule, Höhere Technische Schule und Geschwader — läßt es geradezu als eine Forderung erscheinen, ein einigendes Band um alle drei Teile zu knüpfen. Dazu aber kommt die nächste Überlegung:

Die Pfarrfamilie umfaßt ja auch die nichtmilitärischen Glieder der Kirche; also die Ehefrau und Kinder der Soldaten, die Zivilbediensteten und deren Angehörige.

Und ein Letztes: Wo bietet sich dem Militärseelsorger und dem Pfarrangehörigen eine sinnfältigere Möglichkeit, ohne Rücksichtnahme auf Status und Dienstgrad und Geschlechter wirklich Familie, Einheit darzustellen, als eben über diesen Pfarrausschuß!

Hier haben wir beispielsweise die großartige Nachfeier unserer Erstkommunikanten in diesem Jahr in unserer Horstkirche mit anschließendem Weißwurstessen im Unteroffiziersheim geplant und beschlossen, über die beabsichtigte Verteilung anfallender Gelder zu hören bekommen, die unser Pfarrer in liturgischen Gewändern, Leuchtern, Altarglocken investiert hat, den Bischofsbesuch samt Kaffeerunde vorgeplant, zu der uns Pfarrausschußmitglieder der hochwürdigste Herr eingeladen hatte.

Und daß wir und wie sehr wir hier Familie sind, durfte ich ganz persönlich in der herzlichen Anteilnahme erfahren, die mir beim Heimgang meines lieben Buben vor drei Monaten zuteil geworden ist.

Im letzten Bild möchte ich die Begegnung des Militärseelsorgers mit dem Offizier im Königsteiner Offizierkreis kurz streifen.

Über den Königsteiner Gedanken brauche ich an dieser Stelle nichts zu sagen. Hier nur so viel: Wir könnten Königstein nicht verwirklichen, machten unsere Pfarrer nicht mit! Und daher wiederum das beglückende Wissen bei uns in Neubiberg, daß der Militärpfarrer von Anfang an mitgemacht hat, sozusagen Pate gestanden hat, ab der „Gründungsversammlung“, und trotz so mancher „Rückschläge“ nicht müde geworden ist mitzutun. Das beweisen immer wieder seine verschiedenartigsten Dienste und Anleitungen und Handreichungen. Daß er selbst freilich auch ein gut Stück Freude empfinden mag ob unserer Bemühungen um die Vollreife des Christenmenschen, will ich zu unseren Gunsten unterstellen. Jedenfalls kann er sich immer auf unseren guten Willen verlassen, und das wiegt ja auch schon etwas.

Daß wir übrigens auch über Königstein unseren evangelischen Kameraden im Münchner Raum ein gut Stück näher gekommen sind, sei nur am Rande vermerkt. So war ich neulich wieder mit einigen Kameraden und dem evangelischen Militärpfarrer von Neubiberg bei einer Veranstaltung der Christlichen Offiziervereinigung in der Heeresoffizierschule. Die Einladung hatte mir der katholische Militärpfarrer übermittelt.

Alles in allem darf abschließend gesagt werden, daß die Begegnung mit unseren Militärseelsorgern, wo immer sie sich ereignen mag, zu den dankbarsten und erfreulichsten Erfahrungen unseres Berufes gehört.

Günther Reichel

Aus der Sicht eines Marineoffiziers

Wenn der Volksmund ganz allgemein von der Marine spricht, nennt er diese gern „die christliche Seefahrt“. Der Volksmund will damit nicht zum Ausdruck bringen, der Marinesoldat sei mehr und eher fromm als sein Kamerad aus Heer und Luftwaffe. Es soll damit nur gesagt sein, daß die seemännische Tradition und daß vor allem die Situation der Auseinander-

setzung mit den Naturkräften auf See — die ja nicht selten eine Not-situation ist — eine natürlichere und aufgeschlossener Religiösität hervorbringt, als bei den Soldaten oder, wenn Sie so wollen — beim Durchschnittsmenschen.

Nicht nur die See selbst, sondern auch das Kriegsschiff und die besonderen Gegebenheiten während eines Seetörns bedingen eine entsprechende Formung der Gemeinschaft und bewirken zwangsläufig eine besondere Prägung des Bordbesatzungsmitgliedes. Zudem haben sich durch die Eigenart des seemännischen Lebens Traditionen entwickelt, die dem Seemann mehr bedeuten als bloße äußere Konventionen. Daher ist es für den Geistlichen, der als Bordpfarrer bestimmt wurde, zwingend notwendig, daß er sich nicht nur bemüht, sich für die Besatzung zu interessieren und sich ein Verständnis für die speziellen Belange des Lebens an Bord anzueignen. Er muß darüber hinaus auch für seine eigene Person das Bordleben als solches ungeteilt bejahen und dadurch auch wirklich in die Bordgemeinschaft hineinwachsen. Die Kommandierung eines Pfarrers als Ausdruck einer besonderen Auszeichnung ehrt sicher die Marine. Sie kann aber der Marine überhaupt und dem einzelnen Marinesoldaten im besonderen gar nichts nützen, wenn eine solche Kommandierung Vorrang vor anderen gewichtigen Voraussetzungen gewinnt und wenn der so ausgezeichnete Pfarrer nicht auch gleichzeitig alle menschlichen und pädagogisch-seel-sorglichen Voraussetzungen in seinem Seesack dafür mit an Bord bringt, daß dieser sein Aufenthalt an Bord für Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere auch wirklich ein Gewinn sein wird.

Vor allem während eines längeren Seetörns ergibt sich ja für den Einzelnen in mannigfacher Form, zu den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Gelegenheiten eine größere Bereitschaft und Auf-geschlossenheit zum Gespräch mit dem Geistlichen. Die Gründe, die zu dieser Bereitschaft führen, sind vielfältig bedingt. Da ist vor allem die Loslösung von den gewohnten Umweltbedingungen, die sich — zumal bei den starken klimatischen Veränderungen, noch dazu, wenn sie sich in schneller Folge vollziehen — je nach der körperlichen und seelischen Kon-stitution des Soldaten unter Umständen physisch wie psychisch ungünstig auswirken kann. Als ein weiterer Grund ist das räumlich enge und lange Zusammenleben zu nennen, das automatisch die Gefahr eines geistigen Leerlaufs auslöst, weil jeder z. B. nach einer mehrmonatigen Auslands-fahrt die Ansichten und Lebensauffassungen jedes anderen so gut kennt, daß aus dem Kreis der Gemeinschaft selbst keine neuen Anregungen mehr hervorgebracht werden können. Sicher vermag eine gute Schiffsführung für die Gesamtheit der Besatzung durch ideenreiche Veranstaltungen im Rahmen der Freizeitgestaltung die Bordroutine aufzulockern. Sie vermag das automatische Einerlei aber keinesfalls ganz abzustellen.

Angesichts dieser psychologischen Situation bietet sich dem Bordgeistlichen in seinem speziellen Fall gerade durch dieses enge und lange Zusammen-

leben an Bord in verstärktem Maße die Gelegenheit zur intensiveren Einzelaussprache als bei jeder anderen Gelegenheit und zu Diskussionen über allgemeine und konkrete Fragen der Lebensführung.

Sofern der Geistliche nicht über Gebühr an Zeit als Bordpfarrer kommandiert wird — in der Regel sollten im Falle einer Festkommandierung zwei bis drei Auslandsfahrten genügen — ist es ihm als einem Mann von Geist, Natürlichkeit und körperlicher Widerstandskraft geradezu als Aufgabe gesetzt, über das Offizielle „Dreieck: Kommandant, Arzt und Pfarrer“ hinaus kraft seiner besonderen menschlichen und persönlichen Ausstrahlungskraft segensreich zu wirken.

Das Gespräch mit dem Einzelnen als mit einem Mann, der eben als Einzelner aufgeschlossen ist, besinnlich und bereit zur inneren Ruhe, wird so Seelsorge im besten Sinne. Und diese Art von seelsorglicher Menschenführung ist das Kriterium der Bordseelsorge überhaupt. Diese Seelsorge am Einzelnen ist in gewissem Sinn weit wichtiger als die gottesdienstlich-liturgische Handlung in der Gemeinschaft, indem sie nämlich Vorstufe und Hinführung zum Vollzug der liturgischen Opferhandlung ist, indem das eine das andere voraussetzt.

Diese seelsorglich-priesterliche Menschenführung setzt allerdings gerade auf See und gerade unter Marinesoldaten eine natürliche und ich möchte es nennen: eine „menschliche Menschlichkeit“ voraus. Ich habe schon zu Eingang meiner Ausführungen auf die Notwendigkeit einer im unverfälschten Sinne „Kameradschaftlichkeit“ des Bordpfarrers gesprochen. Die Praxis kennt manche derlei vielgerühmter Beispiele solcher „menschlichen“ und nicht gekünstelten Menschlichkeit. Dabei bedeutet durchaus kein Abbruch der Autorität und des Ansehens das Bemühen so manchen tapferen Mannes im Priesterrock, wenn er gegen die Unbilden des Seeganges verzweifelnd ankämpfend, an der Reeling dem Meere seinen Obolus spendet und seine Stoßseufzer vom Wind in Richtung Bonn getragen werden: „O Herr, vergib denen in Bonn, denn sie wußten nicht, was sie mit dieser Kommandierung an mir taten.“

Gerade diese so menschliche Haltung, die sich beliebig auch auf andere Bereiche ausdehnen ließe, ist das, was den Priester den „Lords“ und anderen so nahe bringt, was gleichsam als ein lang nachhallendes Echo die Herzen der gesamten Besatzung öffnen läßt, um dann bereitwillig neue und vertiefte Anregungen nunmehr „ihres“ Pfarrers als Antwort auf aktuelle Lebensfragen entgegenzunehmen. Dazu ist dann allerdings wiederum Voraussetzung, daß diese Anregung nicht im Stile sattsam geschmackloser „Aufklärungsartikel“ in den Illustrierten vorgetragen werden, wohl aber auf einem theologisch durchdachten Hintergrund im Sinne einer Anpassung an die Gegebenheiten der heutigen Gesellschaft.

Je tiefer die religiöse Besinnung des Einzelnen wird, desto eindringlicher stellt sich die Frage nach der anderen Konfession. Nur dem, der weder

katholisch noch evangelisch ist, bedeutet das Problem der christlichen Spaltung nichts. Der Christ aber leidet darunter, mag er hier oder dort stehen.

Besonders wird die christliche Spaltung von dem *gläubigen* Marinesoldaten empfunden, zumal vom Marinesoldaten an Bord. Das hat seinen Grund einmal in der schon früher angesprochenen engen, täglichen und anhaltenden Gemeinschaft mit seinen Kameraden. Zum zweiten ist es dadurch bedingt, daß sich aus den gegebenen Verhältnissen an Bord oft nur ein Geistlicher auf dem Schiff Dienst leistet, entweder ein Geistlicher der katholischen oder einer der evangelischen Konfession. Dadurch stellt sich ganz von selbst die Frage nach der *anderen* Konfession, nach dem *Gemeinsamen* und nach dem *Trennenden*, und diese Frage stellt sich bei jeder großen Fahrt neu.

Darum sei gerade an dieser Stelle einmal den evangelischen Pfarrern Dank für ihr Wirken gesagt. Wie oft sind sie — ich darf mal sagen — stellvertretend für ihre katholischen Mitbrüder, beispielhaft tätig, um zu versuchen, auch den katholischen Männern an Bord gerecht zu werden.

Wenn also in außergewöhnlichen Situationen nur ein Geistlicher an Bord ist, ergibt sich spontan der Wunsch nach *gemeinsamem* Gebet. Es würde als unbefriedigend empfunden werden, wenn entweder der katholische Pfarrer in diesem Ausnahmefall nur um die katholischen Besatzungsmitglieder beziehungsweise der evangelische Pfarrer sich im geschilderten Fall nur um den evangelischen Teil der Besatzung kümmerte. Daran könnte sich dann der Vollzug des *eigentlichen* Opfergeschehens anschließen, an dem dann nur die katholischen Christen teilnehmen.

Damit wäre die Voraussetzung gegeben, daß alle Priester nicht nur eine Bordbesatzung vorfinden, sondern darüber hinaus eine *einzig*e Gottesgemeinde. Voraussetzung dafür wäre allerdings, daß der kommandierte Geistliche schon jetzt diesen Fragen innerlich aufgeschlossen begegnet, um bereit zu sein, im Geiste des Konzils in der kleineren Schiffsgemeinschaft das Seine in diesem Sinne zu tun.

Vor dem Abschluß meiner Gedanken noch ein Wort zum Unteroffizier, besonders dem im technischen Bereich.

Mehr als in den anderen Teilstreitkräften nimmt der Unteroffizier in der Marine eine besondere Stellung ein, die ihn sowohl als Vorgesetzten und qualifizierten Fachmann an hochtechnisiertem Gerät in ein besonders enges Verhältnis zu den Mannschaftsdienstgraden bringt. Dies prägt ihn zu einem bestimmten Menschentyp und wirft bis heute ungelöste Fragen auf. Trotz physischer Überbeanspruchung und eines gleichzeitig damit zunehmend einhergehenden unpersonalen Verhaltens zeigt sich der Unteroffizier dem Geistigen weit mehr aufgeschlossen, als gemeinhin angenommen wird. Es besteht bei ihm sehr wohl der Wunsch nach einer inneren Formung, die ihn zu besserer Lösung seiner wichtigen Aufgaben auf menschlichem und technischem Gebiet vertieft und festigt. Hier findet

der Seelsorger ein gerade für ihn prädestiniertes Betätigungsfeld. Es muß durch das technische Denken der Gefahr des sich nicht mehr persönlich verantwortlich Empfindenden vorgebeugt und der Unteroffizier in seinem Gewissen vom Wesen und Wert des Menschen als Ebenbild Gottes geschärft werden, damit er sein Leben und seine Mannschaft selbstbewußt im Griff behält.

Sie sehen: bei der Marine ist die Frage des Zugangs zu Gott zuerst eine Frage des Zugangs zum Soldaten und seinem Denken. Wie das Schiff nach oben und unten schwankt, so auch der Mensch, der auf diesem Schiff lebt, zumal, wenn er auf einem solchen als Soldat lebt.

Darum benötigt der Marinesoldat die Hilfe des Priesters, seine Lebenshilfe, seine Seelsorge. Für das, was Sie, hochwürdige Herren, bisher auf diesem Gebiet leisteten, danken wir Ihnen aufrichtig. Gewähren Sie uns Ihre seelsorgliche Hilfe auch weiterhin. Gewähren Sie Ihre Hilfe aber auch mit Umsicht, denn selbst ein gutgemeintes Zuviel könnte sonst sehr schnell in ein Zuwenig umschlagen. Halten Sie es so, wie einst der Vizeadmiral Graf von Spee treffend formulierte: „Gott hilft jedem Seemann, doch steuern muß er selbst!“ Seien Sie also der helfende Mittler zu diesem helfenden Gott, dann werden wir von der Marine auch gewiß das rechte Ziel ansteuern.

Norbert M. Schütz

Partner durch ein neues Denken

Lieber Vater Bischof! Liebe geistliche Kameraden! Meine Herren!

Verdenken Sie mir, bitte, nicht die ungewöhnliche Anrede. Sie soll keineswegs der Versuch einer Anmaßung oder Ausdruck plumper Vertraulichkeit sein, sondern ist ehrlich und redlich gemeint. Sie scheint mir ein adäquater Auftakt zu sein für meine zusammenfassenden Ausführungen, die ich unter die Überschrift „Partner durch ein neues Denken“ stellen möchte. In der Epoche eines kirchengeschichtlich so bedeutenden Konzils und nach einem so prononcierten Katholikentags-Leitwort müßte es uns willkommen sein, daß man althergebrachten, aber nichtsdestoweniger überholten Tabus freimütig zu Leibe rückt. Dazu gehört vielleicht auch die Auseinandersetzung mit Höflichkeitsfloskeln und Formeln, die unserem modernen Empfinden nicht mehr recht angemessen sind, in denen Gedankenlosigkeit und Verlogenheit des Protokolls unseres Umgangs immer wieder fröhliche Urstände feiern.

Ernsthaft haben wir uns jedoch mit Vorstellungen und Formen auseinanderzusetzen, die uns wie ein Bleiklotz anhängen und das Füreinander und Miteinander des Priesters und des Laien stören. Da sind noch die Relikte eines falschen Autoritätsanspruchs und einer verklemmten Ehrfurchtigkeit, der hemmende Traditionalismus patriarchalischer Gewohn-

heiten. Da verwehren noch manche Vorurteile und Minderwertigkeitskomplexe mangelnde Selbstbesinnung und Angst vor der eigenen Courage den Zutritt zu einer von echter Ehrfurcht und Liebe getragenen Gemeinsamkeit im Denken, Wollen und Handeln.

Wir Soldaten können — glaube ich — ein Lied davon singen, wie hart im rein soldatischen Bereich der Kampf ist und wie schwer es fällt, den Sieg zu erringen über den Geist von gestern, über die Nachwirkungen eines unfrei machenden Untertanen- und Kastengeistes. Gerade wir Soldaten stehen in einem Dienst, in dem wir schon in der Friedensausbildung die große Bedeutung der Partnerschaft tagtäglich erkennen und erfahren. Wohin käme beispielsweise ein Kompaniechef, wenn er künstliche Schranken einer übersteigerten Dienstgradautorität und der gesellschaftlichen Abkapselung zwischen sich samt seinen Kompanieoffizieren und seinen Unterführern aufrichten würde, statt seine engsten Mitarbeiter auf jede nur denkbare Weise zu respektieren und ihnen Vertrauen zu schenken? Ist nicht vielleicht die Misere unseres Unteroffiziermangels in erster Linie darauf zurückzuführen, daß das Partnerschaftsverhältnis zwischen dem Offizier und dem Unterführer vielfach bewußt oder unbewußt zerstört ist? Wir Laien in Uniform freuen uns, Partner unserer Militärpfarrer sein zu können, und nehmen eine angebotene Partnerschaft gerne an. Es war für mich und sicherlich für alle Kameraden aus dem Königsteiner Offizierkreis ein tiefes Erlebnis, als wir — in bunter Reihe unter unsere Militärpfarrer gemischt — während eines Gottesdienstes zum Abschluß einer „Woche der Besinnung“ in Königstein die „pax“, den Friedenskuß, vom Nachbarn empfangen und an den nächsten weitergaben — die pax, die von dem zelebrierenden Bischof ausgegangen war. Für uns bedeutete das mehr als eine spontane Geste oder ein stimmungsbedingter Zuneigungserweis. Aber gibt eine solche, als außergewöhnliches Erlebnis empfundene Handlung im heiligen Bezirk nicht zugleich auch Zeugnis dafür, daß wir erst auf dem Wege sind, das rechte Partnerschaftsverhältnis zu finden?

Wir dürfen gewiß stolz sein auf unsere Militärseelsorge, die in einer bemerkenswerten Weise von zeitgemäßem Denken durchpulst und von einer auf die Zukunft ausgerichteten Initiative beherrscht ist. Während der Delegiertenversammlung des Katholikentages in Stuttgart wurde mir bewußt, wie progressistisch das Leitbild unserer Militärseelsorge im Vergleich zu den dort in Erscheinung getretenen geistigen und geistlichen Strömungen in der deutschen Katholizität ist. Uns Laien erfüllt es mit besonderer Genugtuung, daß uns so modern gestaltete Soldatenbriefe und ein anspruchsvolles Militär-Gesang- und Gebetbuch in die Hand gegeben werden. Wir sind dankbar, daß beispielsweise der Königsteiner Offizierkreis als Gemeinschaft der Laien in Uniform voll anerkannt wird und unserer Verantwortung anheimgestellt ist.

Aber es bleibt doch ein Rest offen! Die Glieder eines *laos theou* haben zweifellos im militärischen Raum die notwendige, blutvolle, die Begeg-

nung im Alltags formende Partnerschaft noch nicht überall befriedigend verwirklicht. Leider muß ich eingestehen, daß die Laien an diesem Mangel mehr schuld sind als die Kleriker. Leider müssen viele von uns durch den Militärpfarrer erst ermutigt werden zu einem Wandel durch ein neues Denken. Wie viele unter uns beschränken sich darauf, im kirchlichen Bereich sich als treue, biedere Helfer des Pfarrers auszuzeichnen, jenseits der Kirchenmauer jedoch Dienst, Privatleben und religiöse Verpflichtungen sauber voneinander zu trennen! Wer sich als ein unmündiges Pfarrkind fühlt, allzu gehorsam nach einer leicht verdaulichen religiösen Kost verlangt und passiv die Seelsorge konsumiert, hat nicht begriffen, worauf es heute ankommt.

In einer Zeit grassierender religiöser Gleichgültigkeit und Ungläubigkeit ist nichts notwendiger als die enge Zusammenarbeit derer, die sich als Brüder zu dem einen Herrn und Meister bekennen und die Welt in seinem Auftrag durch gemeinsame Anstrengungen ändern wollen. Im Glauben erkaltete Kameraden werden unser Christsein stets danach beurteilen, ob die Seelsorger und die gläubigen Laien wie auch die praktizierenden Christen der Konfessionen zusammenstehen, einander achten und vertrauen sowie in gegenseitiger Anerkennung handeln. Die Front verläuft nicht mehr vertikal zwischen Klerus und Laien, Christen dieser oder jener Konfession, sondern horizontal zwischen den Christen hier und den Indifferenten sowie modernen Ungläubigen da!

Sie, meine Herren, werden nach dieser Selbstkritik eines Laien nachsichtig sein, daß ich nun nicht auch an Ihre Brust klopfе und Ihr Confiteor provoziere. Dafür halte ich mich nicht zuständig. Wir dürfen uns aber nicht ersparen, den Begriff „Partnerschaft“ zu umreißen, damit wir den richtigen Nenner finden.

Warum überhaupt einen solchen, im Sprachgebrauch der Gegenwart schillernden Begriff für einen soziologischen Bezug im religiösen Leben? Genügen nicht die biblisch untermauerten Vorstellungen von christlicher Nächstenliebe und Brüderlichkeit? Wer wollte bezweifeln, daß das *mandatum magnum* bei der Begegnung zwischen dem Soldaten und seinem Militärpfarrer besonders vorbildlich erfüllt werden müßte?

Partnerschaft ist nur möglich in einer freien Gesellschaft mit einer selbstgewählten Lebensordnung, nicht aber unter einer patriarchalisch-autoritären Ordnung. Sie erheischt die Mündigkeit der Einzelpersonlichkeit wie der Gruppen. Sie darf nicht das polare Spannungsverhältnis und die natürliche Distanz von Mensch zu Mensch durch faule Kompromisse oder humanitäre Schwärmereien überdecken wollen. Freundschaft, Zuneigung und gegenseitige Ergebenheit sind im Sinne der Partnerschaft von untergeordneter Bedeutung. Wesentlich sind aber die sachbezogene Ausrichtung auf das gemeinsame Ziel, das gegenseitige Vertrauen bei den Bemühungen zur Erreichung dieses Zieles sowie die Achtung vor dem

Wert der eigentümlichen Sonderleistung des anderen. Angesichts der pluralistischen Gesellschaft und der verwirrenden Vielfalt täglich auf uns einstürmender Sachaufgaben brauchen wir Menschen, die uns helfen, der persönlichen Verantwortung voll gerecht zu werden, ohne im Vorfeld eines Funktionärdenkens hängen zu bleiben.

In einer Zeit, in der Arbeitsüberlastung und Zeitnot planvolles Wirken in Frage stellen und an den physischen und psychischen Kräften zehren; in einer Zeit, in der das Unvermögen, soziologische Verhältnisse, materielle Sachbezüge und methodische Praktiken zu überblicken, die Arbeit erschweren, ist es dringend notwendig, daß wir einander ergänzen und einander helfen, und zwar sowohl im kirchlichen als auch besonders im profanen Bereich. Partnerschaft ist daher die Konkretisierung der Nächstenliebe in einer modernen Gesellschaft unter dem kategorischen Imperativ der Verantwortung für das Heil dieser Welt.

Ist es berechtigt zu sagen: Die Militärseelsorge ist ob ihres speziellen Auftrags ihrem Wesen und ihrer Organisation nach auf Partnerschaft mit der Bundeswehr und ihren Soldaten hin angelegt? Ich habe jedenfalls den Eindruck, daß dies ein Grundzug ihres Selbstverständnisses und ihrer Eigenständigkeit ist. Deshalb tragen Sie doch im Dienst den schwarzen Rock statt einer Uniform. Deshalb sind Sie den militärischen Dienststellen nicht unter-, sondern zugeordnet. Als freie Partner der Soldaten aller Dienstgrade gewinnen Sie erst die Souveränität und die Handlungsfreiheit, Ihr für gläubige und religiös abgestandene Soldaten gleich wichtiges geistliches Amt wirkungsvoll auszuüben.

Freilich verbauen hin und wieder Mißverständnisse und Irrtümer besonders unter älteren Soldaten den Weg zur Einsicht, daß die Militärseelsorge kein Instrument zur Durchsetzung militärischer Absichten sein kann und sein darf. Der Schrei nach dem Militärpfarrer in schwierigen Disziplinarfällen, merkwürdige Ansichten über den Sinn des Lebenskundlichen Unterrichts, die versuchte Verkoppelung der Psychologischen Rüstung mit der Militärseelsorge sowie oberflächliche Urteile über den Wert der Militärgottesdienste und Exerziten sind unter anderem typische Ausflüsse einer Einstellung, die den Militärpfarrer vorwiegend als „Moralonwalt“, „Sündenabwehrkanone“, Notbremse bei der Aufrechterhaltung der inneren Ordnung und als ideologischen Vorkämpfer sieht. Wie kann der Militärggeistliche bei seinem Dienst für das seelische Heil der Soldaten einer solchen Verkennung seines Auftrages entgehen, wenn er sich isoliert oder isoliert wird, zur Einsamkeit verurteilt und in die Defensive gedrängt wird? Eine blinde, kritiklose und verschämte Gefolgschaft von christlichen Soldaten, die sich als Märtyrer ihres Bekenntnisses mit einem Katakombendasein zufriedengeben oder nur im sakralen Raum vor die Front treten, nützt dem Militärseelsorger wenig. Ein entscheidender Schritt vorwärts wäre aber das uneingeschränkte Ja zur gemeinsamen Verantwortung im Dienst vor Gott an den Menschen gerade auf dem weiten Feld des säku-

larisierten Lebens. Hier hat sicher der Laie die besseren Einblicke, die größeren Erfahrungen und die erfolgreichere Wirkungsmöglichkeit. Warum sollte er jedoch nur Zubringerdienst leisten und Hilfsfunktionen erfüllen, wenn er im Rahmen der durch Taufe und Firmung erteilten Berufung und der ihm gesetzten Grenzen als gleichwertiger Partner und in enger Zusammenarbeit bestimmte Aufgaben selbstverantwortlich und selbstverständlich durchführen kann?

Wir Laien möchten *Dialogpartner* unserer Militärgeistlichen sein. Nicht nur dann, wenn unser Pfarrer in einsamen Stunden eines tröstlichen Wortes bedarf oder wenn wir uns zu föhlicher Geselligkeit zusammenfinden. Wir möchten mitüberlegen und einen Rat geben dürfen bei der Beurteilung der seelsorglichen Lage und dem dabei zu fassenden Entschluß. Das Bild einer G- oder S-Funktion in Seelsorgeaufgaben trifft allerdings nicht ganz zu.

Wir Laien möchten *ehrliche Makler* des Kontaktes und der Zusammenarbeit unserer Pfarrer mit militärischen Vorgesetzten und Kameraden jedweder geistigen Einstellung sein. Veranstaltungen in und außer Dienst, die Sparten der täglichen Ausbildung, Übungen, Manöver und sonstige Sondervorhaben bieten genug Gelegenheiten zur Bewährung.

Wir Laien stellen uns gerne als *Interpreten* unseres Berufes, unseres Milieus und der vielfältigen Verflechtungen zwischen dem militärischen, politischen und öffentlichen Leben zur Verfügung.

Wir Laien wollen *Mitträger des Lebens in der Pfarrgemeinde* sein. Im Pfarrausschuß, bei geselligen Veranstaltungen der Pfarrgemeinde, in Aktionsgemeinschaften wie der des Königsteiner Offizierkreises sowie bei der Gestaltung der Hochfeste im Kreislauf des Jahres ergeben zahlreiche Anlässe für ein fortschrittliches „Teamwork“.

Wir Laien könnten *Botschafter der Militärseelsorge nach außen* sein; so z. B. als Delegierte der Zusammenarbeit mit dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken und mit den katholischen Verbänden, in der ökumenischen Verständigung mit den Christen der anderen Konfession, bei internationalen Kontakten, in der Öffentlichkeitsarbeit allgemein.

Überlassen wir diesen Katalog partnerschaftlicher Zusammenarbeit der Vervollständigung durch die Phantasie und Diskussion! Erschrecken wir nicht vor dem vielleicht idealistisch anmutenden Leitbild der Partnerschaft. Gehen wir vielmehr mutig aufeinander zu und sagen wir Schritt für Schritt,

so wie wir es in den vergangenen Jahren bereits getan haben!

Wir wären glücklich, hätten wir mit unseren Ausführungen nur Eulen nach Athen getragen.

Helmut Korn

Ein Soldat an einen Pfarrer

Nachstehend bringen wir die Ansprache, die General Hess am 1. März 1964 zur Einführung des Evangelischen Standortpfarrers in Mellrichstadt gehalten hat. Die Ansprache gilt einem Seelsorger. Sie zeigt aber zugleich auch dem Soldaten, in welchen Bereichen er sich dem Seelsorger öffnen soll und wo er diesem helfen kann, wenn er sich dazu entschließt.

Ein militärischer Befehlshaber und ein Seelsorger haben Exponenten von Ordnungen zu sein, denen sie aus Überzeugung dienen, denen sie durch ihr Gewand sichtbar verpflichtet gelten und deren Bezugspunkte die Mitmenschen sind. Ordnung ist wohl immer zuerst Wertordnung. Wir wollen die uns anvertrauten Menschen lehren, anhalten oder bestärken, daß sie eine Rangfolge von Werten anerkennen und sie für so richtig halten, daß ihnen ein Dasein ohne diese Ordnung unwert, unwürdig vorkommt. Ob ihnen schließlich diese Wertordnung ebenso attraktiv wie richtig erscheint, das hängt vom Erfolg der Mobilisierung der geistig-seelischen Kräfte ab, ohne die der Mensch nur eine tierhafte Triebexistenz führen würde. Hier bittet also der Ordnungsexponent des Profanen den Gestalter des Geistig-seelischen um Unterstützung, um die Sorge für die Seele des Kameraden.

Ich stelle, Herr Militärpfarrer, nur drei von den sicherlich vielen Zielpunkten Ihres Wirkens am „Bruder im Grauen Rock“ heraus: 1. sein Verhältnis zu Gott; 2. sein Verhältnis zu sich; 3. sein Verhältnis zur Umwelt.

Das erste ist die Frage von Glaube und Glaubensfähigkeit. Wer glaubt, hat immer Sicherheit, nur der Zweifler bedarf des Beweises. Den Zweifler verstehe ich hier aber nicht als Gottsucher — dann wäre er schon fast keiner mehr. Ich sehe besorgt die unheimliche Menge der Gleichgültigen, Indifferenten, Oberflächlichen, Banalen und Trivalen, der Rohen und Primitiven, alle sind potentielle Atheisten, Menschen der Gottferne. In seinen Berliner Rundfunkpredigten sagte Kardinal Döpfner einmal: „Aus dem Atheismus folgt entweder ein trostloser, vielleicht tapfer durchgestandener Nihilismus oder aber ein unwirklicher Optimismus, hinter dessen maskenhafter Sieghaftigkeit in Wirklichkeit eine tiefe Not steht.“

Verhelfen Sie unserem Staatsbürger in Uniform in erster Linie zu einem brauchbaren Verhältnis zu seinem Schöpfer.

Dann ergibt sich sein Verhältnis zu sich vermutlich weitgehend von selbst. Er wird dann für sich die Maßstäbe von Recht und Unrecht, Schuld und Unschuld, Tugend und Laster, Verantwortung und Leichtsinne erkennen. Er wird Haltung und Charakter gewinnen. Helfen Sie mit, den Soldaten zu einem reifen Menschen zu machen. Ortega y Gasset sagte einmal: „Unsere Zeit krankt daran, daß es zu wenig Menschen gibt und zu viel Leute.“

Des einzelnen Menschen Verhältnis zur Umwelt aber in die rechte Ordnung, in eine soziale Ordnung zu bringen, ist die noch immer ungelöste Aufgabe der Neuzeit. Aufklärung und Fortschrittsglaube haben es nicht geschafft. Das Millionenheer der Individuen wirbelt nach allen Interessenrichtungen durcheinander und nennt sich heute „pluralistische Gesellschaft“. Das Minimum der Erziehungsziele für sie heißt Rücksichtnahme, Hilfsbereitschaft, Toleranz. Man könnte besser die vier Kardinaltugenden dafür benennen. Die Talente und die Sehnsüchte in den Menschen wären da, aber die Katalysatoren der Ordnung zueinander setzen sich so schwer durch. An der Maurischen Universität in Granada steht noch aus der Zeit des Mittelalters die Inschrift: „Die Welt wird von vier Dingen erhalten: von dem Wissen der Weisen, von der Gerechtigkeit der Großen, von der Tapferkeit der Mutigen, von den Gebeten der Guten.“ Helfen Sie allen Kameraden, daß sie es fertig bringen, irgend etwas davon für den Nebenmann zu tun.

Das alles sind massive Wünsche für Ihren wahrhaft massiven Auftrag. Alles Gute und Gottes Segen für Ihre Arbeit!

FÜRS BÜCHERREGAL

H. Schmaus und A. Läßle (Herausgeber): **Wahrheit und Zeugnis** — Fragen der Gegenwart in theologischer Sicht. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1964, 900 Seiten, DM 46,—.

Den Rezensenten hat in der letzten Zeit kein Buch so interessiert und beschäftigt wie das, welches hier angezeigt werden soll. Auf rund 900 Seiten nehmen namhafte katholische Theologen in 88 alphabetisch geordneten Artikeln Stellung zu — man möchte sagen — allen heute besonders interessierenden Fragen der Theologie, Philosophie, Politik, Psychologie und Naturwissenschaften. Die Autoren wenden sich in ihnen an den „Mann der Praxis“, den Erzieher, Lehrer, Seelsorger und — wenn auch nicht besonders genannt — den Soldaten, vor allem den Offizier. Aus der Fülle der Themen sollen hier nur einige, ihn besonders berührende herausgegriffen werden:

„Autorität — Soviel Freiheit wie möglich, soviel Autorität wie nötig“, oder „Gemeinschaft — stimmt das Wort Nietzsches: Gemeinschaft macht gemein?“, oder „Gewissen — Stimme Gottes oder Produkt der Umgebung“, oder „Krieg — die Idee des ewigen Friedens und die Wirklichkeit“. Zu einigen weiteren Themen, die in Unterrichten, Diskussionen oder persönlichen Gesprächen verlässliche Kenntnisse erfordern, seien nur die Stichworte genannt: Diktat, Dogma, Existentialismus, Freiheit, Kirche, Kommunismus, Politik, Technik, Tradition.

Besonders hervorzuheben sind die verständliche Sprache, mit der der oft sehr schwierige Stoff dargelegt wird und die

Offenheit der Behandlung der mitunter so heiklen Themen, wie: „Ehe und Ehereife“, „Pille oder sittliche Verantwortung als Richtschnur der Geburtenregelung“ oder „Die rechte Ordnung des Geschlechtlichen“.

Endlich will das Buch für viele Erwachsene aller Schichten und Berufe, die in einem gefährlichen religiösen Infantilismus steckengeblieben sind, an die Stelle der verkümmerten Glaubensvorstellungen ein lebendiges Wissen und ein echtes Verhältnis zu Gott und seiner Offenbarung setzen. Hierzu kann das vorliegende Werk eine hervorragende Hilfe sein. Für den, der noch tiefer in die behandelten Fragen eindringen möchte, bieten die den einzelnen Beiträgen angefügten Literaturhinweise eine zusätzliche Hilfe.

Josef Jaitner

Die Tage des Herrn. Aus dem Französischen übertragen und bearbeitet von Heinrich Bacht S. J., eingeleitet von Hans Urs von Balthasar. Verlag Josef Knecht, Frankfurt. — I. Teil: Winter; 6. Auflage, DM 7,20. — II. Teil: Frühling; 5. Auflage, DM 7,20. — III. Teil: Sommer, Herbst; 4. Auflage, DM 7,20. — Alle drei Bändchen in flexibler Dünndruckausgabe und Taschenformat.

Alles Menschliche steht in einem steten Befruchtungsverhältnis zwischen Bewegung und Institution. Die Bewegung bedarf der Institution, um nicht zu erlahmen, die Institution der Bewegung, um nicht zu erstarren.

So ist es auch mit Gebet und Betrachtung. Es ist in ausgebrannten Zeiten

eine Wohltat, ein Büchlein — ein Kleinbrevier — in der Tasche zu haben, das über die Flaute hinweghilft. Um so lobenswerter ist solch ein Büchlein, wenn es Texte enthält, die die spontane Bewegung beim Beten wieder beleben. Die Betrachtungstexte schließen sich den Sonntagen, den Festtagen und den wichtigsten Heiligenfesten des Kirchenjahres an. Teil I reicht vom ersten Advent bis zum Sonntag Quinquagesima, Teil II vom Aschermittwoch bis zum Samstag nach Pfingsten, Teil III vom Dreifaltigkeitssonntag bis zum letzten Sonntag nach Pfingsten. Das Moderne liegt darin, daß neben den Kirchenvätern auch die Klassiker der religiösen Weltliteratur und die besten religiösen Autoren der Gegenwart zum Leser sprechen. Das Büchlein ist auch außerhalb der zeitlichen Abfolge zu gebrauchen. Ausführliche Register (Quellenverzeichnis, Bibelstellennachweis, Autorenverzeichnis, eine alphabetisch angeordnete Liste von Themen des geistlichen Lebens) erlauben jederzeit das Gewünschte zu finden.

Obwohl sich dieses Laienbrevier eine breite Schicht katholischer Gebildeter als Benutzer denkt, enthält es auch zahlreiche Bezüge, die dem Offizier Betrachtungsstoff geben. Hingewiesen sei auf Thomas Becket (29. Dezember), Leo den Großen, der 452 Attila entgegentrat (11. April), die Märtyrer von Lyon (2. Juni), die Märtyrer von Scili (17. Juli), das zur Erinnerung an den Sieg der Christenheere über die Türken bei Belgrad 1457 eingerichtete Fest der Verklärung Jesu (6. August), Bernhard von Clairvaux (20. August), König Ludwig (25. August), das Fest der Kreuzerhöhung (14. September), den heiligen Martin (11. November).

Helmut Ibach

Elisabeth Korn, Otto Suppert und Karl Vogt (Herausgeber): **Die Jugendbewegung**. Verlag Eugen Diederichs, Düsseldorf 1963, 255 Seiten, DM 14,50.

Die Offiziergeneration, die heute fünfzig und mehr Jahre alt ist, stammt zu einem erheblichen Teil aus der Jugendbewegung. Wer ihren Denkstil begreifen will, tut gut daran, sich mit diesem eigenartigen Phänomen der jüngeren deutschen Geschichte zu befassen. So sind Bücher über die Jugendbewegung für Jüngere und Ältere von Bedeutung, besonders dort, wo verschiedene Generationen an gemeinsamen Aufgaben zu arbeiten haben.

Das vorliegende Buch enthält Beiträge von 17 Autoren, darunter Hans Bohnenkamp, Fritz Jöde, Christian Brandenburg und Walter Dirks. Es bietet deshalb keine einheitliche Darstellung. Der Leser muß sich das Gesamtbild aus den Teilen selbst herausarbeiten. Trotzdem ist es ein gutes Buch, weil es aus ersten Quellen schöpft.

Das Buch erschien zur fünfzigsten Wiederkehr des Freideutschen Jugendtages auf dem Hohen Meissner 1913, der damals zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht von 1813 begangen wurde. Trotz dieses politischen Bezugs ist die Jugendbewegung nie zu einem gesicherten Verständnis des Politischen gekommen. Politisch ist sie nie direkt wirksam geworden. Aber in allen politischen Gruppierungen seit 1930 waren und sind jugendbewegte Impulse spürbar: im Nationalsozialismus wie im Widerstand, in der KPD und SED nicht minder als in der „pluralistischen Gesellschaft“ der Bundesrepublik. Überall wurde das Leitbild des „Neuen Menschen“ unaufdringlich spürbar, das sich die aufbrechende Wandervogeljugend

in ihrem Widerspruch zur bürgerlichen Dekadenz um 1900 gesetzt hatte.

Mag die Jugendbewegung als geschlossene Bewegung wirkungslos geblieben sein, so war sie doch ein (vielleicht verfrühter) Vorvollzug vieler Erscheinungen, die sich in unseren Tagen entfalten. Vom religiösen Aufbruch der katholischen und evangelischen Jugendbewegung laufen nachweisbare Linien zur liturgischen Erneuerung, zum ökumenischen Bewußtsein und zum Konzil. Die „universale Lebensstimmung“ und die Auslandsfahrten der Zwanziger Jahre trugen manches zur Völkerverständigung und zu den übernationalen Bemühungen von heute bei. Im jüdischen Zweig der deutschen Jugendbewegung hat der Zionismus einen Teil seiner Wurzeln. Arbeitslager- und Siedlungsbewegung hat mannigfach nachgewirkt. Eine umgefälschte Form war der „Arbeitsdienst“ im Dritten Reich. Wohl die konkreteste Fernwirkung sind die Kibbuzim in Israel.

Die Jugendbewegung ist heute „tot“. Doch verdient ihre Einsicht, daß die Erneuerung der Institutionen die Erneuerung des Menschen zur Voraussetzung hat, als gültiger Gewinn bewahrt zu werden.

Helmut Ibach

Bruce Marshall: Der verhinderte Held. Roman. Deutsch von Hans Flesch-Brunningen. 2. Auflage. Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten 1963. 336 Seiten, DM 17,80.

Nachdem sich ein englischer Offizier im Spätherbst 1957 auf der Schule für Innere Führung ohne erkennbare Anteilnahme eine heiße Diskussion zwischen „Traditionalisten“ und „Reformern“ angehört hatte, richtete er, die Antwort gleich vorwegnehmend, an

die deutschen Lehrgangsteilnehmer folgende Frage: „Waren Sie in den zwei Weltkriegen gute Soldaten oder waren Sie es nicht? Sie waren es! Warum wollen Sie es heute anders machen? Wir machen es wie Sie früher, und wir nennen es Drill, meine Herren: Drill, Drill!“

Vom gleichen Holz wie dieser Frager sind die Akteure geschnitzt, die Bruce Marshall in seinem Roman „Der verhinderte Held“ mit- und gegeneinander auftreten läßt. Nichts von den Indochina- und Algerienfiebern, von denen die französischen Offiziere in Lartéguy's Romanen „Zenturionen“ und „Prätorianer“ geschüttelt werden. Nichts auch von den Bewegungen, die in den „Rektuten der Freiheit“ — wie Rasmus Braune sein Experiment eines Bundeswehrromans nennt — immerhin spürbar werden. Marshall schildert eine ungebrochene, unerschütterte Militärentalität, die er mühelos auch ins Jahr 1880 hätte datieren können. Die einzigen Modernismen bestehen vielleicht darin, daß über die Liebesgeschichten und Konfessionsprobleme seiner Offiziere etwas offener gesprochen wird als damals, und daß die Hilflosigkeit alliierten Maginotdenkens vor den Stukas eines Gegners, der weiß, was er will, apostrophiert wird. Wer etwas über die Umbruchsituation des europäischen Offiziersbewußtsein erfahren will, wer im Bemühen um ein neues soldatisches Selbstverständnis die Kräfte der Beharrung und des Weiterschreitens richtig einschätzen will, tut gut, französische, englische und deutsche, aber auch amerikanische (Mailer) und schweizerische (Schuhmacher, Bigler) Soldatenliteratur miteinander zu vergleichen.

Die Story des „verhinderten Helden“ ist rasch skizziert. Es ist die bereits bei einer Internatskeilerei entstandene Feindschaft zweier schottischer Berufsoffiziere, die sich in mannigfacher Verknüpfung durch die Liebeleien der Leutnantszeit, durch den ersten und zweiten Weltkrieg hinzieht. Es ist die Geschichte der Spannung zwischen einem Feigling mit Karriere, der sich einem im Grunde mutigen, aber „verhinderten Helden“ immer wieder in den Weg stellt und äußerlich sein Leben verpfuscht.

Marshall beweist auch hier die Kunst genauer menschlicher Situationsbeobachtung, die ihm den Ruf eines katholischen (er ist Konvertit) Bestsellers eingebracht hat. Auch seine aus anderen Romanen bekannte religiöse Thematik schlägt kräftig durch. Die Vorsehung zwingt den verhinderten Helden immer wieder dazu, sich „dem Gnadenstrom Gottes ohne Regenschirm auszusetzen“. Die Geltungssüchte, Eitelkeiten und Kompetenzstreitigkeiten, die er allenthalben erfahren muß, bringen ihn zu der Überzeugung: „Die Kirche ist eigentlich wie das Militär“. Der Versuch des Übersetzers, den schottischen Landserjargon ins Oberbayrische zu übertragen, überzeugt freilich so wenig wie die altmodische Gesamtproblematik des Originals. Ein Buchhändler meinte: „Für den gehobenen Durchschnittsgeschmack der älteren Generation“.

Das ist freilich untertrieben. Das Buch hat Erkenntniswerte und literarische Vorzüge genug, die es auch jungen Offizieren empfehlbar machen. Marshall ist immerhin einer der zeitgenössischen Großen. Und mit der Militärthematik — er war selbst Offizier — hat er sich nicht zum erstenmal befaßt. Sein Roman

„Du bist schön meine Freundin“ handelt im spanischen Bürgerkrieg und ist insofern thematisch moderner als der „Verhinderte Held“. Wer etwas über die Engländer als Gegenspieler der russischen Besatzer im Nachkriegs-Wien erfahren will, muß „Die Rote Donau“ lesen. Übrigens vollendete Bruce Marshall im vergangenen Sommer sein fünf- undsechzigstes Lebensjahr. Der Verleger Jakob Hegner hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er Marshalls Gesamtwerk vom berühmten „Wunder des Malachias“ angefangen, den deutschen Lesern zugänglich machte.

Helmut Ibach

Werner Maser: **Genossen beten nicht** — Kirchenkampf des Kommunismus. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1963.

Ausgehend von den geistigen Grundlagen bei Karl Marx und Friedrich Engels schildert W. Maser in einem Überblick die Anfänge, Voraussetzungen und Folgen des Kirchenkampfes in der Sowjetunion. Dann geht der Verfasser auf die Lage der Kirchen in der sowjetisch besetzten Zone ein, wie sie sich von 1945 bis zur Gegenwart entwickelt hat. Die vom SED-Regime propagierten und eingeführten pseudo-sakralen Kulthandlungen wie Kinderweihe, Jugendweihe, Ehoweihe und Grabweihe werden ausführlich dargestellt.

Wilhelm Lehmkäper

Alfred Läßle (Hsg.): **Die Bibel — heute**. Wenn Steine und Dokumente reden. Verlag M. Lurz, München 1963, 192 Seiten.

Das Büchlein beleuchtet unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung der Archäo-

logie für die biblischen Studien schmale Ausschnitte dessen, was im Lauf der Zeit auf den Schauplätzen des biblischen Geschehens in Palästina, Ägypten und Mesopotamien ans Tageslicht gebracht worden ist. Zahlreiche Illustrationen ergänzen und erläutern die Abhandlungen.

Wilhelm Lehmkämpfer

Rudolf R. Bigler: Der einsame Soldat. Eine soziologische Untersuchung der militärischen Organisation. Verlag Huber, Frauenfeld/Schweiz 1963. 266 Seiten, DM 14,80.

Als der Schweizerische Oberstdivisionär Dr. Karl Brunner auf einer Tagung der Katholischen Akademie in Baden nach diesem Buch seines Offizierskameraden und Landsmannes gefragt wurde, meinte er, Bigler habe aus an sich richtigen Beobachtungen falsche Schlüsse gezogen. Er dachte dabei vor allem an Biglers These, in den letzten Kriegen hätten die Soldaten an allen Fronten „Zu wenig geschossen“, weil sie innerlich unbeteiligt am Geschehen gewesen seien. Brunner dagegen meinte, wahrscheinlicher sei es, dieses Verhalten aus der Feuerdisziplin zu erklären. Das Beispiel vom nicht schießenden Soldaten spielt bei der Begründung von der These des „einsamen Soldaten“ eine wesentliche Rolle. Das geistige Gesamtklima dieses Buches steht der deutschen „Innern Führung“ näher als der Schweizerischen Wehrtradition. Das Buch Biglers und Brunners Urteil deuten darauf hin, daß auch in der

Schweiz die Spannung zwischen „Traditionalisten“ und „Reformern“ nicht ganz unbekannt ist. Das Buch verdient Beachtung vor allem deswegen, weil es aus den Notwendigkeiten eines traditions-gesicherten, kriegsunerfahrenen Kleinstaates heraus viele Überlegungen bestätigt, die in Deutschland, Frankreich und Amerika von den Erfahrungen des Kriegs herausgefordert wurden.

H. I.

Wolf Schneider: Das Buch vom Soldaten. Geschichte und Portrait einer umstrittenen Gestalt. Econ-Verlag, Düsseldorf und Wien 1964. 502 Seiten.

Dies ist ein spannend zu lesendes und bedenkenswertes Buch, das Wert und Unwert des Soldaten, Heldentum und Blutvergießertum durch die ganze Weltgeschichte verfolgt, bis hin zum heutigen Soldaten, der erstmals „eindeutig und glaubhaft die Aufgabe hat, den Frieden zu sichern, und zwar ganz direkt zu sichern, nicht auf dem Umweg über den Krieg“. Da das Buch überwiegend eine Phänomenologie des Soldatischen sein will, muß der Leser viele Schlüsse selbst ziehen. Freilich bekommt er dazu bestes Material in die Hände. Von Erkenntniswert ist eine Schlußfolgerung, auf die viele Einzelbeobachtungen spürbar zusteuern: „Wer heute den Soldaten verachtet oder haßt, sollte sich prüfen, ob es nicht ein Teil von ihm selbst ist, den er verachtet oder haßt.“

H. I.

„Humanistische Ratgeber“

Zur geistigen Betreuung derjenigen Soldaten, die keiner christlichen Glaubensgemeinschaft angehören, sollen demnächst fünf „humanistische Ratgeber“ bei den Streitkräften der Niederlande eingesetzt werden. In Holland wird die Tatsache, daß dieser Parlamentsbeschluß nicht nur die Zustimmung der christlichen Parteien gefunden hat, sondern sogar von den Kirchen befürwortet wurde, als ein Zeichen der Toleranz gewertet. So hatte die Synode der Niederländischen Reformaten Kirche kürzlich erklärt, daß der Einsatz der sogenannten humanistischen Ratgeber und ihre Gleichberechtigung mit den Militärseelsorgern im Interesse der konfessionslosen Soldaten gefördert werden müsse. Das Organ der holländischen Humanisten, „Mens en Wereld“ (Mensch und Welt), bezeichnet die Haltung der Kirche als „ungewöhnlich fortschrittlich und großzügig“. Die Zeitschrift weist darauf hin, daß die christlichen Parteien und die Kirchen auf Grund ihrer Mehrheit diesen Parlamentsbeschluß hätten verhindern können.

(Deutsche Zeitung, 5. 3. 1964)

Stimmt das?

Der Verfasser des jahrelang leidenschaftlich diskutierten „Christentums am Morgen des Atomzeitalters“, der Jesuitenpater Dr. Klemens Brockmöller, Leiter der Arbeitsstelle für Betriebsseelsorge in Dortmund, hat jetzt, nach zehn Jahren, ein neues Buch vorgelegt: „Industriekultur und Religion“. Darin

führt er seine These — das Christentum müsse die Denkgewohnheiten und Lebensformen der Agrarkultur verlassen und dem Industriezeitalter angemessene finden — weiter: Er verlangt die Aufgabe ausgesprochen zeitbedingter Äußerungsformen religiösen Verhaltens. Fragen wie Autorität, Liebesleben, Berufstätigkeit der Frau, Betrieb, Eigentum und Arbeit, wandelndes Berufsethos und neue politische Lebensformen packt er ungeniert an.

Der Verfasser will sein Buch als „Diskussionsbeitrag für eine dialogische Klärung“ verstanden wissen. In diesem Sinne bringen wir hier einige Abschnitte aus dem neuen „Brockmöller“:

„Wenn nun darüber Klage geführt wird, daß in der modernen Gesellschaft die ethische und erst recht die religiöse Sinnggebung der Berufsarbeit geschwunden und der Beruf zu einem Job, das heißt zu einem Mittel, Geld zu verdienen, geworden sei, so darf dieser Wandel keineswegs der Oberflächlichkeit und der materialistischen Einstellung der modernen Menschen angekreidet werden. Die Ursachen liegen viel tiefer, und die Heilmittel müssen darum in einer verstehenden seelsorglichen Behandlung anders gewählt werden. . . Ein erster Grund dafür, daß man dabei vom Job spricht, dürfte in dem häufigen Wechsel der Tätigkeit liegen, zu dem die modernen Wirtschaftsverhältnisse Anlaß geben. Während man früher als Beruf das angab, was man gelernt hatte und ein Leben lang tat, bringen die modernen Arbeitsverhältnisse es mit sich, daß man schon bei der Volkszählung zwischen dem erlernten

Beruf und dem tatsächlich ausgeübten Beruf unterscheidet. ...

Das gilt in erster Linie von der Wirtschaftserfahrung auf der Arbeitnehmerseite, für die Arbeiter und in fortschreitendem Maße auch für Angestellte. Dieselbe Haltung der ständigen Bereitschaft zur Anpassung an die ständig wechselnde Marktlage zwingt auch die Arbeitgeberseite dazu, bestimmte Produktionszweige aufzugeben, sich auf andere zu spezialisieren oder sogar andersartige neu ins Programm aufzunehmen. Selbst die freiberuflich Schaffenden geraten in diesen Sog. ...

Existenzsicherung und wirtschaftlicher Aufstieg sind also nicht mehr an Fleiß und Tüchtigkeit im erlernten Beruf gebunden, sondern können sogar erfolgreicher durch Aufgabe des Berufes und Übergang zu anderer Tätigkeit erreicht werden. ...

Zweitens wirkt sich in dieser andersartigen Einstellung zur Erwerbstätigkeit die Erfahrung aus, daß für die meisten Menschen das Erwerbsleben nicht mehr darin besteht, Eigentum zu bearbeiten und das zuwachsende Gut aus beiden Komponenten, dem Eigentum und der Bearbeitung des Eigentums zu gewinnen, sondern daß die Arbeit selbst das Kapital geworden ist, das zuwachsendes Gut in Form von Arbeitserträgen einbringt, von denen man lebt, so daß also die Arbeit alleinige Quelle des Lebensunterhaltes ist. ...

Daß dieses praktische Verhalten nicht mehr den Theorien der religiös begründeten herkömmlichen Berufsethik entspricht, ist offensichtlich.

Wie sollen darin zum Beispiel die Vorstellungen von einer Berufung durch Gott zu einem bestimmten Beruf als

eines Anrufs an die Person des beruflich Tätigen wie auch eines Aufrufs zum Wirken und Werk verwirklicht werden, wie sie katholischerseits vertreten werden?"

(Echo der Zeit, 5. 4. 1964)

Bester Soldat

Die Meinungen sind geteilt. Wer geht schon gern zum Barras? Verlorene Zeit, verlorener Verdienst und dann noch gezwiebelt werden. Früh aufstehen, putzen, exerzieren, Grundausbildung, Ehrenrock des Soldaten, gut und schön. Ehrenvolles Zivil ist auch nicht übel.

Noch dazu, wenn es einen Schlagersänger erwischt, ein Teenager-Idol. Da hört es sich ganz auf. Ich bitte Sie, wenn einer Ted Herold heißt und schon eine goldene Schallplatte ersungen hat — mit Moonlight! Was soll er denn da bei den Panzergrenadieren, die brauchen harte Burschen, ganze Männer oder doch solche, die es werden wollen. Aber siehe da, was passierte: Der Barras hat zwar keine goldenen Schallplatten oder sonst was Goldenes zu vergeben, aber eine Art Jury gibt es auch, den Kompaniefeldwebel, und der hat jetzt dem Ted Herold, der eigentlich Harold Schurbring heißt und in Wetzlar Dienst macht, ein Zeugnis ausgestellt, das es auch in sich hat: „Zuerst gab es zwar erhebliche Schwierigkeiten, aber in der Ausbildungskompanie entwickelte er sich zum besten Soldaten.“ Nachzulesen in der Truppenzeitung des III. Korps.

Was werden seine Anhänger dazu sagen? Paßt diese neue Talentprobe vielleicht gar nicht in ihr Weltbild? Gemach, auch sein Schlagerruhm war nicht zum Rosten verurteilt. Ted, zum Gefreiten vorgerückt, hatte daneben noch Zeit,

drei neue Platten zu besingen. Es wird doch nicht etwa gar eine Lobeshymne auf das schöne Soldatenleben darunter sein?

(Münchener Merkur, 11. 4. 1964)

Der „Nebelgeneral“

Der 74 Jahre alte Anstaltspfarrer des Krankenhauses „Maria Hilf“ in Mönchengladbach, Monsignore Edgar Georg Theisen, ist jetzt, wie das Haus bekanntgab, nach zwölfjähriger Tätigkeit in den Ruhestand getreten. Theisen war bis 1944 General der Artillerie und Kommandeur eines Armeekorps an der Ostfront, ehe ihn Hitler beurlaubte. Als er vom grausamen Ende seiner Familie erfuhr, die in den letzten Kriegstagen ermordet wurde, faßte der damals 62jährige in einem amerikanischen Internierungslager den Entschluß, katholischer Priester zu werden. Im Dom zu Aachen empfing Theisen im März 1952 die Priesterweihe.

Theisen wurde 1890 in Aachen-Burtscheid als Sohn des späteren kaufmännischen Leiters der Aachener Kleinbahn geboren. Er trat als Fahnenjunker in ein Metzger Feldartillerie-Regiment ein und war gegen Ende des ersten Weltkrieges Hauptmann. Seine Ernennung zum Inspekteur der Nebeltruppe und des Gasabwehrkommandos im Oberkommando des Hitler-Heeres war eine Anerkennung seiner militärischen Verdienste. Im Rußlandfeldzug fiel im harten Winter 1941-1942 ein Teil seiner Division aus, weil sie ohne Winterausrüstung geblieben war. Divisionspfarrer Fassnauer berichtete hierüber: „Nur der General Theisen hatte einen Pelzmantel erhalten. Aber er zog ihn nicht an, sondern übergab ihn dem Gefechtsverbandsplatz für einen frierenden Verwundeten. Als wir

bei Orel eingeschlossen waren, zeigte es sich, daß Theisen allein der ruhende Pol war und die Lage meisterte.“

1944 wurde er von Hitler beurlaubt. In diesem Jahr fiel sein ältester Sohn Günther als 22jähriger Wachoffizier eines U-Bootes. Im April 1945 wurde der „Nebelgeneral“ von den Amerikanern interniert und durch insgesamt elf Lager geschleppt. Noch während der Haft faßte der ehemalige Feldkommandeur den Entschluß, Priester zu werden, in jener Zeit, als er monatelang nichts vom Schicksal seiner Familie erfuhr, die bereits in der Nacht zum 2. April 1945 in Ballenstedt am Harz ein grausames Ende gefunden hatte. Ein russischer Zwangsarbeiter erschlug die Frau und streckte den 11jährigen Sohn Dieter in der Wohnung im Hause Friedrichstraße 22 durch einen Pistolenschuß nieder.

Bei der Priesterweihe im Aachener Dom sagte Bischof v. d. Velden, die Güte des Herrn sei so groß, daß er auch noch „in letzter Stunde“ einen Kommandierenden General in seinen Dienst berufe. So erhielt das 650 Betten umfassende Krankenhaus in Mönchengladbach einen Seelsorger, dessen Antlitz vom harten Leben gemeißelt war, aus dessen Augen aber die Güte sprach.

(Rheinischer Merkur, 15. 5. 1964)

Katholischer Säuretest

Gewiß, gewiß: Die künstlerische Qualität ist kein statistisches Problem, dennoch sind die Hundertsätze, die ein Tübinger Institut für Markt- und Meinungsforschung über die Reaktion auf den Film „Schweigen“ ermittelt hat, nicht ohne Pikanterie.

Gehen wir die Ziffern durch. Zunächst fällt auf, daß der Film, obwohl er the-

matisch gewagt und formal ohne jede verbindliche Glätte ist, bei 13 Prozent der Zuschauer in der Bundesrepublik Zustimmung gefunden hat. Daß fast ein Viertel aller männlichen „Schweigen“-Besucher positiv reagierte, während die weiblichen Zuschauer nur zu drei Prozent zustimmten, hat vermutlich den Grund darin, daß Frauen sich gemeinhin stärker mit dem Darsteller identifizieren als Männer. Das war in diesem Falle eine schier unübersteigbare Schwelle.

Weniger auffallend ist die Feststellung, daß von den Rentnern sich nur fünf vom Hundert für den Film erklärten. Die Aufgliederung nach dem Alter bestätigt diese Erscheinung: In der Gruppe bis 29 Jahre stimmten 19 Prozent für den Film, in der Altersgruppe bis 69 Jahre nur noch drei.

Der Bildungsgrad erwies sich ebenfalls als relevant. Ehemalige Volksschüler waren zu einem Zehntel dafür, von hundert abiturreifen Kinobesuchern bejahten 21 den Bergman-Film.

Geographisch gesehen: Von Niedersachsen, Bremen und Hamburg (je 6%) und Nordrhein-Westfalen (10%) reicht die Kurve der Zustimmung bis zu Rheinland-Pfalz (17%) und Baden-Württemberg, wo mehr als ein Viertel der Zuschauer für „Schweigen“ plädierte.

Faßt man die Ziffern zusammen, so kann, wer da möchte, zu diesem Schluß kommen: Die stärkste Ablehnung fand der Film bei Frauen der Altersgruppe bis 69 Jahre, von Beruf Rentner, mit Volksschulbildung, aus Niedersachsen, Bremen oder Hamburg stammend.

Die Spitzengruppe der Ablehner allerdings stellen, wenn man den Tübinger

Ziffern glauben will, jene älteren Rentnerinnen norddeutscher Provenienz, die außer den erwähnten Kriterien auch noch das Plus des Nichtrauchens und Nichtautofahrens aufweisen.

Gewiß: Statistik ist kein Indikator für Kunst. Aber sie scheint zumindest den Säuregehalt der Kunstkonsumenten anzuzeigen. Wie Lackmus-Papier. Siehe Brockhaus: Lackmus wird mit kohlen-saurem Ammoniak, Kalk und Kaliumkarbonat versetzt einer Gärung überlassen. Der hierbei entstehende Farbstofflösung dient in der Chemie zur Erkennung von Säuren.

(Die Welt, 8. 9. 1964)

Manöver für Militärgeistliche

Mit Karte, Kompaß und „Erste-Hilfe-Ausrüstung“ gingen 24 Militärgeistliche der Britischen Rhein-Armee vom 21. bis 22. Oktober 1964 in ein Manöver, das eigens für sie veranstaltet wurde. Die Übung trug den Namen „Parsons Pleasure“ und fand auf dem Truppenübungsplatz Sennelager in Westfalen statt. Zweck des Manövers war es — wie es aus einer Mitteilung der Rhein-armee hervorgeht — die Militärgeistlichen, die einen Nicht-Kombattantenstatus haben, einmal in einer Übung zusammenzufassen, sie einem körperlichen Training zu unterwerfen und sie im Kartenlesen, auf dem Fußmarsch, im Fahren in schwierigem Gelände, in der Ortung beschädigter Fahrzeuge und im Leisten Erster Hilfe zu unterrichten. Der erfolgreichste Militärgeistliche erhielt einen Pokal.

(BMVtdg, Pressereferat, Oktober 1964)

BRIEFE VON DRAUSSEN

Alle sind gefragt!

BRILON, 15. Oktober 1964
Rixenerstraße 2

Seit einigen Jahren bemüht sich unser Bund Neudeutschland, dessen „Referat Bundeswehr“ ich leite, um eine Bearbeitung der mit Aufstellung der Bundeswehr entstandenen Fragen und Aufgaben. Die wichtigsten Aufgaben sind meines Erachtens: eine Vorbereitung und Betreuung der Wehrpflichtigen; das Apostolat in der Kaserne; eine staatsbürgerliche Bildungsarbeit, die Wehrwillen und Verantwortungsbewußtsein von den Soldaten ausgehend in den Gesamtbund trägt.

Bisher hatte unsere Arbeit jedoch wenig Erfolg, da sie von Wehrpflichtigen und Studenten getragen wurde. Der stete Wechsel wirkte sich negativ aus. Wir wollen nun neu beginnen. Aktive Soldaten, Wehrpflichtige und Reservisten, Standortpfarrer, Schüler und Studenten gleichermaßen ansprechen.

An sich wäre es wünschenswert, wenn die Aktion vom Gesamtbund der Deutschen Katholischen Jugend ausginge. Die verschiedenen Gliederungen können jedoch noch keine Einigkeit über den einzuschlagenden Weg erzielen. Wir wollen daher vom ND aus zunächst allein beginnen in der Hoffnung, daß die anderen mitmachen.

Wir werden die Adressen unserer Mitglieder, die zum Wehrdienst eingezogen werden oder die aktiv sind, sammeln. Und nun meine Frage und Bitte an Sie! Wir wollen in der Kaserne keinen eigenen Verein aufmachen und so zur Verzettelung beitragen. Die Jungen

nur zum Standortpfarrer zu schicken, ist wegen der Überlastung derselben auch nicht ausreichend. Ich hörte nun, daß der Königsteiner Offizierkreis dabei ist, Kontaktleute in jeder Kaserne zu benennen. Können wir unseren Jungen nun sagen: Sobald du in der Kaserne bist, melde dich bei XY vom Königsteiner Kreis? Könnten sich mit den Königsteinern als Kern nicht Gruppen verstärkten Apostolates und staatsbürgerlichen Verantwortungsbewußtseins in in der Kaserne bilden?

Ich weiß nun natürlich nicht, ob diese Ausweitung dem Willen Ihrer Gemeinschaft entspricht. Ich meine aber, daß die aktiven katholischen Soldaten diese Arbeit tragen müßten. Es könnte später einmal so weit kommen, daß nicht nur NDer sich melden, sondern alle Wehrpflichtigen, die aus der katholischen Jugend kommen. Durch einen aktiven Kontaktmann in jeder Kaserne, der alle Kräfte koordiniert, sowohl der einzelnen aus katholischen Gliederungen kommenden Wehrpflichtigen wie auch der aktiven Soldaten, müßte ein höchstes Maß an Wirksamkeit erreicht werden.

Es wird in der Regel vielleicht nicht möglich sein, daß ein Offizier (der Kontaktmann des Königsteiner Kreises) selbst die sich bildenden Soldatengruppen führt. Er könnte aber wohl Sorge dafür tragen, daß eine solche Gruppe um den Standortpfarrer entsteht, daß Ankömmlinge den Weg dorthin finden, und ihr mit Rat und Hilfe beistehen.

Ich bin nun gespannt, was Sie von diesen Plänen halten.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr Peter Hellwig

„Nicht knicken“

FREIBURG i. Br., 2. Oktober 1964

Auf der Neunten Gesamtkonferenz der Militärgeistlichen wurde ein größerer Briefumschlag verteilt, der Verlagsveröffentlichungen enthielt. Der Umschlag trug den Aufdruck „Drucksache“ — „Nicht knicken“. Als Absender stellte sich vor: „Lebendige Kirche, Lambertus-Verlag, Freiburg i. Br., Postfach“. Der Anschrift zufolge wurde der Umschlag „Den H. H. Militärseelsorgern anlässlich der Gesamtkonferenz in Freiburg i. Br.

vom Lambertus-Verlag mit den ergebensten Empfehlungen überreicht“. Ein Mann mit dem getrösteten Gewissen eines heilsgeschichtlichen Humoristen formte daraus durch Umstellungen, kleine Streichungen und Ergänzungen folgenden Text:

„Man soll die H. H. Militärseelsorger anlässlich der Gesamtkonferenz in Freiburg i. Br. nicht knicken, sonst kann man die Lebendige Kirche mit den ergebensten Empfehlungen als Drucksache ins nächste Postfach legen!“

M. B.

Herausgeber: Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem katholischen Militärbischofsamt, Bonn.

Redaktion: Leo Ernesti (Hptm.), Helmut Ibach (Ob.-Reg.-Rat, Dr. habil.), Helmut Korn (Oberstlt., Dr.), Wilhelm Lehmkämpfer (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitscheck (Oberstlt. i. G.).

Zuschriften: Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Koblenzer Str. 117a.
Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichsr. 1.

Der „Königsteiner Offizier-Kreis“ ist eine Gemeinschaft katholischer Offiziere, die in Arbeitsgruppen und durch Veranstaltungen auf verschiedenen Ebenen in Zusammenarbeit mit ihren Militärgeistlichen zu einer verantwortlichen Lebensführung sowie zur Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Offiziers aus der Sicht des katholischen Glaubens beitragen.